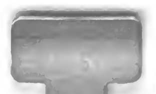
H. v. Kuhl

Der Weltkrieg im Urteil unserer Feinde





Der Weltkrieg im Urteil unserer Feinde

Ein kritischer Überblick

Von

Hermann v. Kuhl
General der Infanterie a. D.

Berlin 1922

Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn

Dieses Werk erschien in der ersten und zweiten Auflage unter dem Titel „Französisch-englische Kritik des Weltkrieges" als Beiheft zum Militär-Wochenblatt (herausgegeben von Gen.-Leutn. von Altrock) in der Sammlung „Kritische Beiträge zur Geschichte des Weltkrieges".

Vorwort zur 1. Auflage.

Es war nicht möglich, die gesamte ausländische Literatur über den Weltkrieg zu berücksichtigen. Die zahlreichen Bücher, die in Zeitschriften und Zeitungen zerstreuten Aufsätze waren nicht alle zu beschaffen. Manches Wichtige wird mir entgangen sein. Aber das, was ich aus der französischen und englischen Literatur erlangen konnte, bietet immerhin einen wertvollen Beitrag zur Beurteilung der Ereignisse im Weltkriege und regt zum Nachdenken an.

Der große Gang der Begebenheiten wird als bekannt vorausgesetzt.

Auf die Beigabe von Karten ist verzichtet worden. Es muß auf die Karten der Werke der Generale v. Falkenhayn („Die Oberste Heeresleitung in ihren wichtigsten Entschließungen 1914—1916") und Ludendorff („Meine Kriegserinnerungen 1914—1918"), beide im Verlag E. S. Mittler & Sohn erschienen, verwiesen werden.

Für Hinweise auf weitere ausländische Veröffentlichungen wäre ich dankbar.

Berlin-Steglitz, Februar 1921.
Breite Straße 36.

v. Kuhl.

Vorwort zur 3. Auflage.

Die seit dem Erscheinen der 1. Auflage stark angeschwollene französische und englische Kriegsliteratur machte erhebliche Ergänzungen und eine völlige Umarbeitung einzelner Abschnitte erforderlich. Dadurch erweiterte sich die Darstellung von einer losen Zusammenstellung kritischer Äußerungen unserer Gegner zu einem einigermaßen abgerundeten Bild der Ereignisse des Weltkrieges, wie sie sich in den Augen unserer Feinde darstellen und wie sie von ihnen beurteilt werden. Das Bild konnte naturgemäß nur lückenhaft sein. Die Betrachtung beschränkt sich auf den großen Gang der Begebenheiten, scheidet Einzelheiten aus und sucht vor allem die Anschauungen unserer Gegner zum Ausdruck zu bringen, die in vieler Beziehung für uns recht lehrreich sind.

Eine Erweiterung des Buches wurde auch dadurch nötig, daß die Kritik, die die Gegner an den Maßnahmen unserer Heeresleitung geübt haben, auf ihre Berechtigung geprüft werden mußte. Es ergab sich daraus bei vielen wichtigen Fragen die Notwendigkeit, auch unseren Standpunkt einer kritischen Betrachtung zu unterziehen.

Der ursprüngliche Titel des Buches („Französisch-englische Kritik des Weltkrieges") wurde dementsprechend geändert.

Das Buch von Roch: „Mr. Lloyd George and the war" habe ich nicht bekommen können. Ich habe daher seinen Inhalt nach der ausführlichen, sachverständigen Besprechung von Dr. Daniels in den „Preußischen Jahrbüchern" (Dezember 1921) angeführt. Das Buch von Tardieu: „La Paix" erhielt ich erst, als der Druck beendet war. Die Darstellung S. 121 muß dahin ergänzt werden, daß Foch zur Sicherung Frankreichs hartnäckig den Rhein als dauernde Westgrenze Deutschlands verlangte.

Die Bitte um weitere Hinweise darf ich an alle Leser erneuern.

Berlin-Steglitz, April 1922.
Breite Straße 36.

v. Kuhl.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Eine auch nur annähernd erschöpfende militärische Beurteilung der Begebenheiten des Weltkrieges ist zur Zeit unmöglich. Über viele wichtige Fragen ist das letzte Wort noch nicht gesprochen, täglich bringt die Literatur Veröffentlichungen, die neues Licht über die Ereignisse verbreiten. Unser Blick ist dadurch getrübt, daß wir den Krieg verloren haben. Wir suchen nach den Gründen, bezichtigen uns selbst und neigen dazu, bei uns nur Mißgriffe, beim Feinde alles in glänzender Beleuchtung zu sehen.

Der uns Deutschen anhaftende Parteistandpunkt verhindert uns, dem politisch anders Denkenden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt das Charakterbild unserer im Weltkriege führenden Männer in der öffentlichen Beurteilung.

Eine amtliche, sachliche, auf umfassendem Quellenstudium beruhende Darstellung des Weltkrieges ist noch nicht erschienen. Ihre Veröffentlichung kann erst in einiger Zeit beginnen. Auch unsere Gegner sind noch nicht soweit, aber sie bemühen sich, uns zuvorzukommen. Besonders in Frankreich herrscht das Bestreben, so schnell als möglich zu arbeiten und, wie in der Kammer ausgeführt wurde, ein Werk zu schaffen, „das mächtig zur Verbreitung des französischen Ansehens beitrage". Man erblickt darin „ein äußerst wirksames Mittel, um auf die öffentliche Meinung aller Länder einzuwirken". Es wird uns dies hoffentlich eine Mahnung sein, uns von den Franzosen nicht überholen zu lassen. Wir haben die Gefahr einer geschickt geführten feindlichen Propaganda in und nach dem Weltkriege zur Genüge kennen gelernt.

Einstweilen sind wir hauptsächlich auf die private Kriegsliteratur, auf die Denkwürdigkeiten, Erinnerungen und zusammenfassenden Darstellungen angewiesen, die bei uns und bei unseren Gegnern bereits einen außerordentlichen Umfang angenommen haben. Es sind bei uns Stimmen laut geworden, daß wir uns gegenüber der feindlichen Kriegsliteratur ablehnend verhalten müßten. Es ist zuzugeben, daß sie vom Standpunkt einer sachlichen, kriegswissenschaftlichen Darstellung häufig weit entfernt und vielfach von leidenschaftlichem Haß beherrscht ist. Selbst im all-

gemeinen durchaus wissenschaftliche Werke bringen zwischendurch die unglaublichsten Märchen und völlig erfundene Erzählungen von Greueltaten, Plünderungen und Mordtaten deutscher Soldaten. So behauptet der Chef des französischen Generalstabes, General Buat, in seinem Buche über Hindenburg, die deutsche Armee habe vom Beginn des Krieges an die Niedermetzelung von Gefangenen planmäßig betrieben. Als Beispiel der Märchenerzählungen sei angeführt, daß nach Hanotaux Generaloberst von Kluck im September 1914 eine Fahne bereitgehalten habe, um sie auf dem Eiffelturm aufzupflanzen, und daß nach Palat zehn Eisenbahnwagen voll Denkmünzen vorrätig waren, die auf den Einzug in Paris geprägt waren. Der englische General Maurice weiß sogar, daß der Kaiser schon die Einzelheiten des Einzuges in Paris angeordnet und ein Galafrühstück in einem Hotel nahe dem Arc de triomphe vorgesehen hatte.

Es dürfen uns solche Entgleisungen nicht abhalten, der ausländischen Kriegsliteratur die größte Beachtung zu schenken. Sie bietet ein unentbehrliches Material für die Kenntnis der Begebenheiten, Erwägungen und Entschlüsse auf der Gegenseite, ohne die eine kriegsgeschichtliche Darstellung gar nicht möglich ist. Wir erkennen daraus, in wie bedrängter Lage unsere Feinde wiederholt gewesen sind. Mehrfach waren wir dem Siege näher, als wir gedacht haben und als auch jetzt noch bei uns vielfach geglaubt wird. Wir haben nichts Unmögliches versucht, als wir 1914 hoffnungsvoll ins Feld zogen. Fast alle die Schäden, die wir in unserem Heere herauszufinden uns bemühen, und die Anklagen, die bei uns gegen das Heer erhoben werden, finden wir auch auf der Gegenseite. Mißstände und Verfehlungen sind in einem Millionenheere unvermeidlich und sind zu allen Zeiten im Kriege hervorgetreten. Sehr beachtenswert sind die Urteile, die von feindlicher Seite über unsere Heerführer ausgesprochen werden. Nicht als ob wir eines Zeugnisses für sie bedürften, sondern weil es zu denken gibt, wenn dieses Urteil vielfach maßvoller und gerechter lautet, als es in unserer vielfach von leidenschaftlichem Parteiinteresse beherrschten Kritik der Fall ist.

Es erscheint hiernach zweckmäßig, nachstehend kurz zusammenzustellen und kritisch zu beleuchten, was in der französischen und englischen Kriegsliteratur beachtenswert ist und zu erreichen war. Wir werden aus diesen Betrachtungen die ungeheure Leistung Deutschlands im Weltkriege erkennen, aus der wir die Hoffnung auf eine bessere Zukunft ableiten müssen. Ein Volk, das so Ungeheures vollbracht hat, wird die Kraft zum Aufstieg finden.

1.

Die Rüstungen.

Die größte und irrigste Selbstbezichtigung, die wir begangen haben, ist die des „Militarismus". Durch ununterbrochene Wiederholung dieses Schlagwortes haben die Gegner es fertiggebracht, daß man auch in Deutschland an die Gefährlichkeit unseres Militarismus geglaubt hat. Parteibestrebungen, die in einem starken Heer das größte Hindernis für die Durchführung ihrer politischen Ziele erblickten, griffen das Schlagwort auf, liefen Sturm gegen das Heer und glaubten durch dessen Zertrümmerung und durch den politischen Umsturz beim Abschluß des Krieges den Wünschen des Gegners entgegenzukommen und günstigere Bedingungen zu erreichen. Wie sehr sie sich geirrt haben, braucht nicht mehr erwiesen zu werden. Der „Militarismus" war vor dem Kriege auf seiten unserer Gegner und ist es nach dem Kriege erst recht.

Daß wir von militärischer oder politischer Seite zum Kriege getrieben hätten, ist durch die veröffentlichten Druckschriften des Generalstabes und die politischen Dokumente längst widerlegt. Ebenso ist erwiesen, daß wir gegenüber den ungeheuren Rüstungen unserer Gegner unsere Wehrkraft nicht ausreichend angespannt haben. In Frankreich gelang es dadurch, daß rücksichtslos jeder irgend Taugliche zu dreijähriger Dienstzeit eingestellt wurde, eine Friedensstärke zu erreichen, die bei Kriegsbeginn 883 500 Mann betrug. Noch weit erstaunlicher waren die Rüstungen Rußlands. Die Friedensstärke erreichte hier im Sommer 1914 die Zahl von $1^1/_2$ Millionen. Die deutsche Friedensstärke betrug im Sommer 1914 761 000 Mann. Eine Gegenüberstellung der Kriegsstärken zu Beginn des Krieges ergibt die erdrückende Überlegenheit unserer Gegner mit rund 6 200 000 Mann Feldtruppen gegenüber Deutschland und Österreich-Ungarn mit rund 3 500 000 Mann.

Der französische General Buat („L'armée allemande") berechnet, daß die Zahl der bei der Mobilmachung 1914 in Frankreich verfügbaren ausgebildeten Mannschaften, rund 5 Millionen, trotz der um 27 Millionen geringeren Bevölkerung ebenso hoch war wie in Deutschland, und daß Frankreich, ebenso wie Deutschland, 79 aktive und Reservedivisionen habe ins Feld stellen können. Deutschland mußte hiervon 9 Divisionen im Osten verwenden, konnte sich aber im Westen nachträglich durch einige Ersatzdivisionen verstärken. Buat stellt hiernach fest, daß Frankreich für sich allein, ohne die belgische und englische Armee, in der Zahl der Divisionen

auf dem westlichen Kriegsschauplatz dem deutschen Gegner überlegen gewesen sei. Wenn Deutschland seine Wehrkraft ebenso angespannt und vom Volke ebensolche Opfer verlangt hätte wie Frankreich, so hätte es mit 600 000 Mann mehr ins Feld rücken können. Das deutsche Heer hätte dann 1914 im August und September seinen rechten Flügel bis zur Kanalküste ausdehnen und England unmittelbar bedrohen können. Die Marneschlacht wäre unmöglich geworden. Die in aller Eile aufgestellten neuen Armeekorps hätten an der Yser versagt. Somit habe der deutsche Generalstab nicht verstanden, aus der Überlegenheit der Volkszahl Nutzen zu ziehen. So urteilt der Gegner.

Es wäre uns ein leichtes gewesen, unsere Kriegsrüstung zu steigern. Tausende von Wehrpflichtigen wurden alljährlich nicht eingestellt. 800 000 bis 900 000 Ersatzreservisten waren ohne Ausbildung geblieben. Uns fehlte ein Mann wie Roon, der die Forderung der Zeit erkannt und durchgesetzt hätte. Das wäre der richtige Militarismus gewesen. Daß es kein wünschenswerter Zustand gewesen wäre, auf die Dauer eine solche Rüstung zu tragen, ist zuzugeben. Um einen Dauerzustand handelte es sich aber nicht. Die Einkreisung Deutschlands war fertig, der Krieg stand vor der Tür. Die gewaltsame Lösung der Spannung mußte in kurzer Zeit kommen. Die Belastung, die sich Frankreich durch die ausnahmslose dreijährige Dienstzeit auferlegt hatte, war so groß, daß sie auf längere Zeit nicht zu ertragen war. Sie war nur auf den bevorstehenden Krieg mit Deutschland berechnet. „Innerhalb von zwei Jahren wird man auf die dreijährige Dienstzeit verzichten oder Krieg führen müssen", berichtete 1914 der belgische Gesandte in Paris an seine Regierung.

Heute ist der angebliche „Militarismus" bei uns beseitigt, Deutschland ist wehrlos. Unsere bisherigen Gegner aber denken nicht an Abrüstung, der Völkerbund hat in Genf völlig versagt. Frankreich ist die größte Militärmacht der Welt.

Immer wieder muß man auf diese Tatsachen hinweisen, um dem Deutschen die Augen über das Schlagwort „Militarismus" zu öffnen.

2.

Das Jahr 1914.

Der deutsche Feldzugsplan.

Der deutsche Feldzugsplan beruhte bekanntlich auf der Absicht, mit den Hauptkräften im Westen gegen Frankreich möglichst bald eine

Entscheidung herbeizuführen, um dann die entbehrlichen Truppen auf den östlichen Kriegsschauplatz zu befördern. Hier sollte solange der Krieg gegen die Russen mit schwachen Kräften hinhaltend geführt werden.

Man hat dem Generalstabe zum Vorwurf gemacht, daß er nicht mit einer so langen Dauer des Krieges, wie sie in Wirklichkeit eintrat, gerechnet habe. Denselben Vorwurf kann man auch dem französischen Generalstabe machen. Auch dieser hatte an einen kurzen Krieg geglaubt, wie in dem Bericht der Kommission bezeugt wird, die die Gründe für den Verlust von Briey zu untersuchen hatte. Auch General Mangin („Comment finit la guerre“ in der „Revue des deux mondes“, April bis Juni 1920) bestätigt, daß man mit einem Bewegungskrieg von kurzer Dauer gerechnet habe. Marschall Foch hat ebenfalls vor dem Kriege in seinem Buche „Les principes de la guerre“ die Ansicht vertreten, daß der zukünftige Krieg nicht von längerer Dauer sein könne. Allgemein war man in Frankreich der Überzeugung, daß die erste große Schlacht entscheidend sei. Der russische Kriegsminister Suchomlinow hat ausgesagt, daß keiner der kriegführenden Staaten mit einer langen Kriegsdauer gerechnet habe. In England hat, wie General Maurice („The last four months“) bemerkt, niemand, außer Kitchener, vorausgesehen, daß man einem so langen Kriege entgegenging. Auch Sir George Arthur bezeugt in seiner Lebensbeschreibung Kitcheners, daß man in England ziemlich sorglos in den Krieg gegangen sei, ohne sich über seine Dauer Gedanken zu machen.

Im Westen lag dem deutschen Aufmarsch gegen Frankreich die Absicht zugrunde, mit den Hauptkräften durch Belgien und Luxemburg nach Frankreich vorzugehen und unter Festhaltung des Drehpunktes Metz—Diedenhofen allmählich links zu schwenken. Der rechte Flügel sollte nach den Absichten des Grafen Schlieffen dabei so weit nach rechts ausholen, daß jede französische Aufstellung umfaßt und der Gegner möglichst nach Osten gegen die französischen Moselfestungen gedrängt würde. In Lothringen sollten schwache Kräfte unterdessen die linke Heeresflanke decken. Bekanntlich trat unter dem Nachfolger des Grafen Schlieffen, dem Generaloberst v. Moltke, eine Änderung insofern ein, als der linke Flügel in Lothringen in Erwartung eines starken französischen Angriffs verstärkt wurde. Der rechte Heeresflügel war für seine Aufgabe nicht stark genug und wurde zudem durch Abgaben nach dem Osten im Verlaufe der Operationen weiter geschwächt. Der ganze Marnefeldzug krankte hieran. Zwar gelang es uns in den großen Augustschlachten in Lothringen, bei Longwy, Neufchâteau, Namur und Mons die Franzosen und Engländer zu schlagen, nicht aber sie zu vernichten und nach Osten abzudrängen. General Joffre führte das französische Heer zwischen Verdun

und Paris zurück und ging an der Marne zum Angriff über, als wir mit dem rechten Flügel an Paris vorbei links einschwenken wollten. Die gewaltige Marneschlacht zwischen Paris und Verdun am 5. bis 9. September führte zu unserem Rückzug.

General Mangin findet den Schlieffenschen Plan ausgezeichnet, er sei aber schlecht ausgeführt worden. Der englische General Maurice („Forty Days in 1914") sagt: „Der deutsche Feldzugsplan war in seinem Entwurf kühn, einfach und auf das sorgfältigste Studium des Krieges begründet. Wäre er auf dem Schlachtfelde mit demselben Geschick durchgeführt worden, mit dem er in den Arbeitszimmern des Generalstabes aufgestellt worden war, so hätte er die vollständige Vernichtung der fünf englischen Divisionen, den Fall von Paris und den Verlust von Nordfrankreich zur Folge gehabt." Auch Blood („Strategical Retrospect") in „Quarterly Review" April 1920) erklärt den deutschen Operationsplan, abgesehen von ethischen und politischen Gesichtspunkten, für den zweifellos besten. Der Vormarsch durch Belgien habe den sichersten und größten Erfolg versprochen. Nach Ansicht von Perris („The Battle of the Marne") war der deutsche Feldzugsplan ebenso einfach wie großartig. Er sei der einzige Plan gewesen, mit dem Deutschland einen Angriffskrieg erfolgreich durchführen zu können glaubte. Ein Durchbruch durch die befestigte französische Nordostfront habe keine schnelle Entscheidung bringen können. Daher sei die Umfassung von Norden her nötig gewesen. Um einen solchen entscheidenden Schlag zu führen, sei die deutsche Armee durchaus geeignet gewesen. Oberstleutnant Grouard („La conduite de la guerre jusqu'à la bataille de la Marne") bezeichnet die deutsche Operation als die großartigste und am besten vorbereitete, die die Kriegsgeschichte kenne.

Die Verletzung der belgischen Neutralität.

Über die großen Bedenken, die einer Verletzung der belgischen Neutralität entgegenstanden, war sich der deutsche Generalstab klar. Aber der Durchmarsch durch Belgien war eine unbedingte Kriegsnotwendigkeit. In einem Zweifrontenkrieg gab es keine andere Lösung, als eine schnelle Entscheidung erst gegen den einen Gegner zu erstreben, um sich dann gegen den anderen zu wenden. Der Angriff mußte sich zuerst gegen den stärksten, gefährlichsten und am schnellsten bereiten Gegner, gegen Frankreich, richten. Rußland konnte einer Entscheidung in das weite Innere des Landes ausweichen. Eine schnelle Entscheidung war gegen Frankreich nur zu erreichen, wenn man nicht die befestigte Ostfront angriff, sondern sie durch Belgien umging.

Die Verletzung der belgischen Neutralität ist für unsere Gegner ein Agitationsmittel geworden, das sie mit ungeheurer Wirkung angewendet haben. Den Engländern gab sie den erwünschten äußeren Kriegsgrund. Tatsächlich war England, wie wir jetzt wissen, längst zur Unterstützung Frankreichs verpflichtet. Aus der in Cannes 1922 von Lloyd George vorgelegten Denkschrift geht hervor, daß das bekannte Abkommen zwischen Frankreich und England vom Jahre 1904 tatsächlich ein Bündnisvertrag war, in dem „Frankreich die Unterstützung Englands im Kriege versprochen" war (R. Fester in der „Deutschen Rundschau", 1922, S. 289). Daß sich auch in Deutschland manche finden, die es für nötig halten, dauernd unser großes Unrecht laut in die Welt zu rufen, statt die Kriegsnotwendigkeit unseres Durchmarsches durch Belgien zu betonen, kann bei unserem Hang zur Selbstbezichtigung nicht wundernehmen. Der Franzose Grouard (a. a. O.) erklärt ausdrücklich, man dürfe sich keiner Täuschung über die Gründe hingeben, die England im Jahre 1914 zum Eingreifen bewogen hätten. „Die Engländer haben die Verletzung der belgischen Neutralität zum Vorwand genommen. Aber wir sind überzeugt, daß sie, auch wenn diese Neutralität geachtet worden wäre, auf unsere Seite getreten wären", aber nicht aus Liebe zu Frankreich, sondern in ihrem eigenen Interesse.

Früher dachte man im Ausland anders darüber. Unser tatsächlicher Einmarsch nach Luxemburg und Belgien erregte zunächst in Frankreich nicht allein keine Entrüstung, sondern wurde als ein Glücksfall betrachtet, wie die Depesche des russischen Botschafters in Paris, Iswolskis, nach Petersburg vom 2. August 1914 beweist. Es heißt darin, daß man den soeben gemeldeten Einmarsch deutscher Truppen nach Luxemburg für einen sehr vorteilhaften Umstand halte, da er England zu einer energischen Handlungsweise veranlassen werde. Noch mehr erhoffte Iswolski in dieser Beziehung von der anscheinend bevorstehenden Absicht, die belgische Neutralität zu verletzen.

Allgemein war man in Frankreich, England und Belgien vor dem Kriege der Überzeugung, daß die Deutschen durch Belgien vorgehen müßten. Die Frage wurde rein militärisch erörtert, politische Betrachtungen über die Verletzung der belgischen Neutralität kamen dabei kaum in Betracht.

In Frankreich schrieb die „Armée et démocratie" 1911: „Deutschland hat nicht nur ein Interesse daran, sondern es ist einfach gezwungen, seine Offensive durch Belgien zu führen." Reginald Kann erklärte im „Temps" (23. 1. 1909): „Wenn man einen Blick auf die Karte wirft, überzeugt man sich, daß das südöstliche Belgien der natürliche Einmarschweg für einen großen Teil der deutschen Armeekorps ist."

Auch in Belgien war man dieser Ansicht. Insbesondere fallen mehrere Äußerungen des belgischen Kriegsministers de Broqueville ins Gewicht. Bereits 1912 hatte er in der Kammer die Ansicht vertreten, daß die starken Befestigungen an der deutschen und französischen Grenze einen frontalen Angriff immer schwieriger machten und zu einer Umgehung durch Belgien zwängen. Es sei kein Zweifel, daß die belgische Neutralität verletzt würde, möge der Einfall von Süden oder von Osten kommen. Dieser Minister äußerte sich gegenüber unserem Militärattaché, Major von Klüber, am 7. Mai 1914 folgendermaßen: „Wenn ich der Generalstabschef von Deutschland oder auch von Frankreich wäre und das strategische Interesse, das Wohl meines Vaterlandes erforderte es, so würde ich keinen Moment zögern, neutrales Gebiet zu betreten und mir den Durchmarsch zu erzwingen. Das ist so selbstverständlich, daß ich mich gegebenenfalls über das Gegenteil wundern würde."

Wären wir nicht durch Belgien marschiert, so wären höchst wahrscheinlich die Franzosen dort vorgegangen. Es drohte uns die große Gefahr, durch Belgien umfaßt zu werden, wenn wir lediglich die französische Ostfront angriffen oder wenn wir an der französisch-deutschen Grenze uns abwartend oder verteidigungsweise verhalten wollten, um in Rußland anzugreifen. Der frühere Chef des belgischen Generalstabes, General Ducarne, hat in einem Aufsatz: „Evolution stratégique" in der Brüsseler „Chronique" vom 15. Dezember 1912 geäußert, die Franzosen würden mit Sicherheit durch Belgien vorgehen, wenn Deutschland im Westen zur Defensive gezwungen würde und im Osten stark beschäftigt wäre. „Der Vorteil eines Vorgehens durch Belgien ist für die Franzosen ebenso angezeigt, wie für die Deutschen." Am 15. Juli 1914 berichtete der belgische Militärattaché in Berlin, wie wir jetzt wissen, nach Brüssel: „Die allereinfachste Klugheit wird Deutschland nicht gestatten, sich auf einen Kampf auf Leben und Tod mit seinem Gegner einzulassen, ohne seine rechte Flanke gedeckt zu haben."

Unser Militärattaché in Paris berichtete am 29. August 1913 über eine Äußerung des dortigen belgischen Militärattachés, der vorher Kabinettschef des belgischen Kriegsministers gewesen und daher gut unterrichtet war. Es hieß darin: „Die Franzosen suchen vor der Öffentlichkeit immer den Anschein zu erwecken, als dächten sie nicht daran, im Kriegsfalle belgisches Gebiet zu betreten und als würden sie sich höchstens notgedrungen zu einer solchen Maßregel entschließen, nachdem vorher die belgische Neutralität durch eine andere Macht verletzt worden wäre. Wir Belgier sind aber keineswegs davon überzeugt, daß diese französische Be-

hauptung zutrifft, sondern rechnen mit der Möglichkeit, daß beim Ausbruch eines deutsch-französischen Krieges sofort französische Truppen bei uns einrücken könnten. Wir wissen, daß die französische Heeresleitung ernstlich den Plan ins Auge gefaßt hat, zunächst bis an die Semois vorzugehen. Bezeichnend für die französischen Absichten war auch im vergangenen Herbst die Erkundungsreise der französischen Generalstabsoffiziere auf belgischem Gebiet. Die Franzosen waren damals außer sich, daß diese Reise infolge Erkrankung des Oberstleutnants Picard in Namur bekanntgeworden ist. Im übrigen waren wir über diese Erkundung bestens unterrichtet und haben die Fahrt der französischen Offiziere etappenweise genau verfolgen können."

Am 7. Mai 1914 meldete unser Militärattaché in Brüssel, Major von Klüber, folgendes über eine Unterredung mit dem König der Belgier: „Ich habe dem König der Belgier gesagt, daß in deutschen militärischen Kreisen leider mehr, als hoffentlich der Wahrheit entspräche, mit einer deutschfeindlichen Haltung Belgiens im Kriegsfalle gerechnet würde und daß man im besonderen der Ansicht wäre, daß größere Bahnzerstörungen, auch auf belgischem Gebiet, bei Beginn eines deutsch-französischen Krieges als eine feindliche Handlung angesehen werden müßten. Der König sagte darauf sehr lebhaft: Ich weiß, was Sie mit der sofortigen Bedrohung meinen. Sie sind sehr gut orientiert. Es ist bestimmt richtig, daß die Franzosen früher einen Handstreich auf Namur im Moment des Kriegsbeginns geplant haben. Aber ich weiß auch sicher, daß dieser Plan kürzlich geändert worden ist, wie ich vermute, infolge der belgischen Heeresreform. Jetzt spionieren sie wieder im Semoistale herum, wie wir sehr genau wissen. Ich habe auch sehr gut verstanden, was mir der General von Moltke in Potsdam gesagt hat und was Sie mir wiederholen. Auch ich halte die französische Gefahr für die größte, und mit mir der Adel und die große Mehrheit der klerikalen Partei."

Es ist dringend nötig, daß diese ausländischen Stimmen in Deutschland größere Beachtung finden, wenn über die Verletzung der belgischen Neutralität geurteilt wird. Daß unser Durchmarsch gewaltsam war, soll dadurch keineswegs beschönigt werden. Aber er war eine Kriegsnotwendigkeit.

Der französische Aufmarsch und Operationsplan.

Der französische Aufmarsch und Operationsplan wird von unseren Gegnern fast durchweg absprechend beurteilt. Die Franzosen marschierten in einer Linie zwischen Belfort und Mézières auf, zwei Armeen zwischen Belfort und Toul, drei Armeen nördlich Toul über

Verdun bis in die Gegend von Mézières. Sobald der Aufmarsch beendet war, sollte die Offensive auf der ganzen Linie ergriffen werden. Die beiden Armeen des rechten Heeresflügels traten zuerst gegen Elsaß-Lothringen an und wurden in der großen Schlacht in Lothringen am 20. bis 22. August geschlagen, die Mitte und der linke Heeresflügel sowie die Engländer erlitten unmittelbar danach bei Longwy, Neufchâteau, Namur und Mons schwere Niederlagen. Joffre hatte nicht erwartet, daß wir auf unserem rechten Flügel mit so starken Kräften vorgehen und so weit nördlich ausholen würden, wie es tatsächlich geschah. Der linke französische Heeresflügel wurde von einer Umfassung bedroht und konnte sich nur durch eiligen Rückzug vor der Vernichtung retten. Es blieb dem französischen Oberbefehlshaber nichts anderes übrig, als das geschlagene Heer auf der ganzen Linie zurückzuführen.

Joffre mußte der Regierung melden, daß die Offensive gescheitert sei: „Unsere Armeekorps haben trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit, die wir besaßen, im freien Felde nicht die offensiven Eigenschaften gezeigt, die wir nach den anfänglichen Teilerfolgen erwartet hatten. Wir sind daher zur Defensive gezwungen." Die Überlegenheit unserer Truppe wird durch das Zeugnis des Gegners anerkannt.

Die Bedeutung der Augustschlachten ist in Deutschland später unter dem Eindruck der Marneschlacht erheblich unterschätzt worden. General Lanrezac („Le plan de campagne français et le premier mois de la guerre") schildert die Lage des französischen Heeres nach den Augustschlachten wie folgt: „Die ganze französische Armee war damals in einem traurigen Zustand. Nicht allein die 5. Armee hatte eine schwere Niederlage erlitten, auch die Armee de Langle war nördlich vom Semoisfluß geschlagen und zum Rückzug nach der Maas gezwungen worden. Die Armee Ruffey war zwischen Arlon und Diedenhofen nicht viel glücklicher gewesen und mußte sich auf Verdun zurückziehen. Die Armeen de Castelnau und Dubail waren zum Rückzug nach der befestigten Stellung von Nancy und hinter die Mortagne gezwungen. Wir waren überall, von der Sambre bis zu den Vogesen, geschlagen worden. Alle unsere Armeen waren stark mitgenommen. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als so schnell wie möglich zurückzugehen, um der völligen Vernichtung zu entgehen." Auch de Civrieux („La grande guerre 1914—1918") bestätigt, daß die „Grenzschlachten" einen großen Sieg der Deutschen auf der ganzen Linie bedeuteten. General Dubois („Deux ans de commandement sur le front de France 1914—1916") schreibt: „Die französischen Operationen scheiterten in der ganzen Ausdehnung der Grenze, von den Vogesen bis Maubeuge . . . Glücklicherweise haben die strategischen Fehler, die der



Feind danach machte, die Wirkung der Niederlage eingeschränkt und den Umschwung an der Marne ermöglicht. Ohne diese Schickung der Vorsehung hätten die Folgen unserer Niederlagen, die schon hart genug waren, verhängnisvoll für uns werden können." Daß der unserem Operationsplan ursprünglich zugrunde liegende Gedanke richtig war und bei schärferer Durchführung zu einer großen Entscheidung hätte führen können, geht aus diesen Zeugnissen hervor. Engerand („Le secret de la frontière, Charleroi") bestätigt es: „Man muß es zugeben, daß den Deutschen eine beispiellose Überraschung gelungen ist und daß die Art und Weise, wie sie sie vorbereitet und durchgeführt haben, eine der außerordentlichsten Leistungen der Kriegskunst ist." In den „schrecklichen Augusttagen" sei Frankreich „dem Untergang nahe" gewesen.

Gegen den französischen Führer richteten sich scharfe Anklagen. Der Aufmarsch sei auf dem rechten Flügel zu stark und nicht weit genug nach links ausgedehnt gewesen, so daß der linke Flügel umfaßt werden konnte und den Deutschen der Weg nach Paris offen stand. Man habe die deutschen Kräfte unterschätzt und angenommen, daß sie nicht stark genug seien, um mit beträchtlichen Truppen nördlich der Maas vorzugehen. Daß die deutschen Reservekorps in erster Linie verwendet werden könnten, habe man nicht geglaubt. Man habe gemeint, wenn die Deutschen trotzdem ihren rechten Flügel bis nördlich der Maas ausdehnten, so begingen sie einen Fehler und zersplitterten ihre Kräfte. Manche hätten sogar, wie Mangin berichtet, dies für erwünscht gehalten, weil dann der Angriff des rechten französischen Flügels in Lothringen um so größere Aussicht auf Erfolg gehabt hätte.

Hanotaux, ein eifriger Anhänger Joffres, nimmt in dieser Frage zu seinen Gunsten Stellung („Nos grands chefs" in „Revue des deux mondes" vom 1. September 1920). Der rechte französische Flügel sei nicht zu stark gewesen, da ihm die 6. und 7. deutsche Armee gegenübergestanden hätten, im ganzen 10 Korps (tatsächlich 8) stark. Hanotaux hat hierbei wohl Festungsdivisionen oder Ersatzdivisionen mitgerechnet. Diesen starken linken deutschen Flügel hätten die französische 1. und 2. Armee in Elsaß-Lothringen festgehalten und an einem Durchbruch über die Mosel zwischen Epinal und Toul verhindert. Die Deutschen hätten mit ihrem rechten Flügel infolgedessen nicht weit genug durch Belgien ausholen können und vorzeitig links einschwenken müssen. So habe der starke Widerstand des rechten französischen Flügels an der Mosel den Sieg an der Marne ermöglicht und Frankreich gerettet, er sei die Hauptursache dafür geworden, daß die Deutschen den Krieg verloren haben. Der Gedanke ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Daß eine solche Wirkung eintrat, ist aber

weniger ein Verdienst des französischen Aufmarsches, als die Folge unseres Fehlers. Unser linker Flügel war von vornherein zu stark. Wir ließen uns dadurch zu dem mißglückten Versuch verleiten, mit ihm über die obere Mosel durchzubrechen. Die hier brachliegenden Kräfte fehlten uns in der Marneschlacht.

Hanotaux verteidigt Joffre auch gegen den Vorwurf, daß er die Reservedivisionen nicht, wie die Deutschen ihre Reservekorps, von vornherein in vorderster Linie verwendet habe. Sie seien aus älteren Mannschaften zusammengesetzt gewesen als die deutschen Reserveformationen. In Deutschland habe man über genügend Mannschaften verfügt, um nach Ergänzung der aktiven Korps die Reservekorps aus verhältnismäßig jungen Mannschaften aufzustellen.

Fast allgemein wird in Frankreich die dem Operationsplan zugrunde liegende Absicht, sofort ohne bestimmtes Ziel eine allgemeine Offensive zu beginnen, verurteilt. Nachdem die Neigung zur Defensive 1870 sich so außerordentlich nachteilig erwiesen habe, sei man in das Gegenteil verfallen. Die gesamte militärische Theorie, der Generalstab, alle Vorschriften, sagt Mangin, schwärmten für die Offensive à outrance. Hiergegen wendet wiederum Hanotaux ein, daß in der Offensive die Eigenschaften der französischen Rasse am besten zur Geltung kämen, und daß die Franzosen bei einer Defensive im August 1914 vielleicht noch eine schlimmere Niederlage erlitten hätten. Immerhin ein schwacher Trost.

Auch von englischer Seite wird der französische Operationsplan verurteilt. Perris (a. a. O.) sagt, er habe auf falschen Annahmen beruht. Der französische Generalstab habe die Stärke des deutschen Heeres unterschätzt und nicht daran geglaubt, daß nördlich der Maas eine Gefahr drohe. Man sei der Ansicht gewesen, daß eine schnelle Offensive den deutschen Angriff wirkungslos machen werde. Statt dessen sei es besser gewesen, die Entscheidung so lange hinzuhalten, bis Rußland bereit war und England weitere Verstärkungen heranbringen konnte. Hinter der starken Maasfront hätte Frankreich in abwartender Haltung sich bereitstellen sollen. Dadurch, daß man den Deutschen entgegenging, habe man nur in deren Interesse gehandelt, da sie eine schnelle Entscheidung erstrebten. Auch der französische General Malleterre neigt dieser Ansicht zu.

Hiergegen läßt sich wohl sagen, daß ein Ausweichen vor der Entscheidung angesichts unseres reißend schnellen Vormarsches zu einem schnellen Preisgeben Nordfrankreichs und wohl auch der Hauptstadt geführt hätte. Auf Grund der tatsächlichen Begebenheiten läßt sich nachträglich wohl behaupten, daß eine defensive Aufstellung eines schwächeren rechten französischen Flügels hinter der befestigten Mosel- und Maasfront und



die Bereitstellung eines starken, weit links heraus gestaffelten linken Flügels zum Gegenangriff am besten gewesen wäre. Freilich waren die Franzosen keineswegs unbedingt sicher darüber, wo der deutsche Hauptangriff zu erwarten war. Das ist nun einmal der Nachteil jeder abwartenden Haltung.

Nachdem nun aber einmal Anfang August der französische Aufmarsch in der beabsichtigten ungünstigen Linie begonnen hatte, entstand die Frage, was geschehen sollte, als man an dem deutschen Angriff auf Lüttich die Absicht eines nördlich der Maas ausholenden Angriffs erkannte. Reginald Kann („Conduite de la guerre sur le front occidental" in „Revue de Paris" 1919) ist der Ansicht, daß Joffre einen Fehler beging, als er daraufhin die ohnehin zu breite Aufstellung durch eine Linksschiebung noch weiter auseinanderzog und an dem Gedanken einer Offensive auf der ganzen Front ohne einen klaren Plan festhielt. Er hätte sich auf dem rechten Flügel auf die Verteidigung beschränken und alle dort entbehrlichen Kräfte auf den linken Flügel ziehen müssen, um sie auf dem linken Maasufer zu einem weit ausholenden Angriff anzusetzen. Vierzehn Tage hätten hierzu zur Verfügung gestanden. Man kann Reginald Kann hierin beitreten, wenn es auch zweifelhaft ist, ob die Bewegung rechtzeitig ausgeführt werden konnte.

Man suchte natürlich in Frankreich außer dem fehlerhaften Aufmarsch die Ursachen der Niederlage auch auf anderem Gebiete. Die Ausbildung der Truppe sei ungenügend gewesen, man habe zu wenig Maschinengewehre und schwere Artillerie gehabt. Die Überlegenheit des Feldgeschützes sei bei der Vorbereitung der Angriffe nicht genügend ausgenützt worden. Vor allem hätten viele Führer versagt. Hier trat eine gründliche Abhilfe ein. de Thomasson („Le revers de 1914") berichtet, daß im August 1914 zwei Armeeführer, sieben Kommandierende Generale, zwanzig Divisionsgenerale und vier Führer von Kavalleriedivisionen, im ganzen 33 Generale abgesetzt wurden.

Nach Grouard (a. a. O.) war die Taktik der Deutschen viel besser als die französische der Wirkung der modernen Waffen angepaßt. „Bei ihnen sah man keine jungen Offiziere, die sich weiße Handschuhe anzogen, um ihre Truppen über deckungsloses Gelände vorzuführen, trotzdem die feindlichen Maschinengewehre unter ihnen aufräumten. Obwohl sie völlig von der Bedeutung der Offensive durchdrungen waren, wandten unsere Gegner sie doch nicht wie die alten Gallier an, und sie verschmähten es nicht, sich der Befestigung zu bedienen."

Der Rückzug der Alliierten und die Marneschlacht.

Der lange Rückzug des französischen Heeres nach der schweren Niederlage bis hinter die Marne hatte die nachteiligsten Folgen für die

Truppe. Ich habe diese Ereignisse und ihre Wirkungen an anderer Stelle („Der Marnefeldzug 1914“, Berlin 1921, E. S. Mittler & Sohn) eingehend dargelegt und wiederhole hier nur das Wichtigste daraus. In der Linie Verdun—Peronne—Amiens haltzumachen, wie Joffre geplant hatte, gelang nicht. Die bei Amiens sich bildende neue 6. Armee wurde auseinandergesprengt. Der Gegenstoß der 5. Armee bei St. Quentin endete mit ihrer Niederlage. Der Rückzug gab den nordöstlichen Teil Frankreichs preis, dessen Verlust für Frankreich die schwersten Folgen hatte. Paris war ohne genügenden Schutz, die Regierung begab sich nach Bordeaux. Die Niederlagen aller Armeen lasteten schwer auf der Truppe. Man dachte an die Ereignisse von 1870. Eine ausgesprochene Entmutigung machte sich in einzelnen Armeekorps bemerkbar, wie Palat („La grande guerre sur le front occidentale“) bezeugt. Die Wirkung des Rückzugs steigerte sich in seinem Verlauf. „Wäre die Schlacht an der Marne verloren worden, so wäre alles einen Monat nach Eröffnung der Feindseligkeiten verspielt gewesen. Jedes Wiederaufrichten wäre unmöglich geworden“ (Le Gros, „La genèse de la bataille de la Marne“). Besonders die 5. Armee geriet in eine bedenkliche Verfassung. Eine ganze Division ging Anfang September an der Marne zurück, weil sie auf große Entfernung vom Feinde mit schweren Feldhaubitzen beschossen wurde. Der Führer der Armee, General Lanrezac, entwirft folgende Schilderung von ihrem Zustand kurz vor der Marneschlacht: „Um der drohenden Umfassung zu entgehen, war die Armee vom 1. bis 5. September Tag und Nacht marschiert. Zahlreiche Soldaten verließen die Fahne unter dem Vorgeben, von ihrem Truppenteil abgekommen oder krank zu sein. Allmählich gewannen sie einen Vorsprung vor den marschierenden Kolonnen, trieben sich in kleinen Gruppen plündernd umher und setzten die Bevölkerung durch ihre Schilderungen von den Ereignissen in Schrecken. Unter den Trains wuchs die Unordnung. Sie versperrten den Truppen den Weg, so daß diese nicht vorwärts kamen und Tag und Nacht auf den Beinen waren. Die Erschöpfung stieg bis zum äußersten Grade.“

Auch auf die englische Armee übte der ständige Rückzug eine niederdrückende Wirkung aus. Wie tief die Stimmung gesunken war, geht daraus hervor, daß bei einer Besprechung des englischen Oberbefehlshabers mit seinen Generalen am 29. August der Kommandierende General des II. Armeekorps, Smith-Dorrien, die Ansicht äußerte, es bleibe nichts anderes übrig, als auf die Basis zurückzugehen, die Truppen wieder einzuschiffen und nach Hause zurückzukehren. Am folgenden Tage schrieb Marschall French aus Compiègne an Lord Kitchener: „Ich kann nicht sagen, daß ich dem weiteren Verlaufe des Feldzuges in Frankreich hoffnungsvoll

entgegensehe. Mein Zutrauen zu der Fähigkeit der französischen Führer, diesen Feldzug zu einem glücklichen Ende zu führen, schwindet schnell dahin." French hatte die feste Absicht, sich aus der französischen Frontlinie heraus hinter die Seine zurückzuziehen. Nur durch das persönliche Eingreifen Kitcheners, der aus London nach Paris herbeieilte, konnte French zum Standhalten bewogen werden.

Joffre selbst war Anfang September entschlossen, hinter die Seine zurückzugehen. Es wird in Frankreich behauptet, er habe nur noch an die Verteidigung hinter Seine und Aube und an Zeitgewinn gedacht, bis die Erfolge der Russen ihre Wirkung ausüben würden. Falls dies noch länger auf sich warten ließe, soll er sogar den weiteren Rückzug bis in die Linie Morvan—Dijon—Besançon geplant haben. Der Gouverneur von Paris, General Gallieni, ist derjenige gewesen, der den günstigen Augenblick zum Angriff erspäht und Joffre bewogen hat, die Schlacht an der Marne zu unternehmen.

Daß die Marneschlacht trotz aller vorher von uns begangener Fehler und trotz ihrer ungünstigen Einleitung zu einem deutschen Siege hätte führen können, tritt aus den französischen Veröffentlichungen immer klarer hervor. Auf dem äußersten rechten deutschen Flügel hatte die 1. Armee von Kluck am Ourcq über die französische Armee Maunoury einen vollen Sieg erfochten. Ebenso hatte der linke Flügel der 2. Armee im Verein mit dem rechten Flügel der 3. bei Fère Champenoise die Armee Foch geschlagen. Eine kritische Lage war in der Lücke zwischen 1. und 2. Armee entstanden. Hier drohten Engländer und Franzosen vorzudringen, wurden aber selbst gefährdet, wenn östlich und westlich davon unsere Siege bei Fère Champenoise und am Ourcq rücksichtslos ausgenutzt wurden. So war auf beiden Seiten eine Krisis vorhanden. Der Erfolg blieb dem, der die stärkeren Nerven hatte. „Heute müssen die Legenden der Geschichte weichen", sagt de Civrieux (a. a. O.). Keiner der deutschen Armeeführer sei geschlagen gewesen. „An keinem der Hauptbrennpunkte des Kampfes schien der Gegner geneigt zu sein, den Kampf um die Entscheidung aufzugeben. Im Gegenteil, die Franzosen, Soldaten wie Offiziere, die sich nachts kurzer Ruhe hingaben, fragten sich beklommen, was ihnen der Morgen bringen werde. . . . Aber am 10. morgens waren die Deutschen verschwunden. . . . Wenn der Kaiserliche Generalstab am 10. September früh, statt seine Kolonnen auf die Rückzugsstraßen einzufädeln, den höchsten Einsatz gewagt und gegen Foch und Maunoury, die beide erschüttert waren, alle verfügbaren Kräfte der Armeen von Kluck, von Bülow und von Hausen zum Stoß angesetzt hätte, wer weiß was sich ereignet hätte? Und wäre nicht im Falle eines entscheidenden Er-

folges des Feindes auf der Hochfläche von Sézanne (Fère Champenoise) und vorwärts Paris (am Ourcq) die Lage von French und d'Espérey (den in der Lücke vorgehenden Engländern und Franzosen), die dazwischen vordringend im Ourcqbogen eingeengt waren, nicht außerordentlich gefährdet gewesen?" Diese äußerst wertvolle Feststellung beweist, daß die oben vertretene Ansicht über unsere Aussichten in der Marneschlacht zutreffend ist.

Der Ausgang der Schlacht war für uns ungünstig, das deutsche Heer ging zurück. Es war die beste Armee, die Deutschland je gehabt hat. „Diese Armee von 1914! Sie war ein herrliches Werkzeug. Niemals hat Deutschland danach wieder eine solche stahlharte Armee gehabt." So äußerte sich Marschall Foch im September 1920 gegenüber dem Berichterstatter einer Pariser Zeitung. Auch Mangin zollt der deutschen Armee volle Anerkennung, sie habe sich tapfer geschlagen und sei ein furchtbares Werkzeug gewesen.

Das Rennen nach dem Meere.

Es begann das „Rennen nach dem Meer." General Foch übernahm anfangs Oktober die Aufgabe, im Auftrag Joffres die einheitliche Leitung aller englischen und französischen Streitkräfte zwischen der Oise und dem Meer zu vereinbaren. In der Erkenntnis von der Bedeutung, die die Kanalküste für England hatte, wurde auf Verlangen des Feldmarschalls French die englische Armee in der zweiten Hälfte des Oktober von der Aisne nach der Gegend zwischen Hazebrouck und St. Omer übergeführt. Die Schlacht bei Ypern blieb nach Auffassung unserer Gegner unentschieden. Beiden Gegnern gelang die erstrebte Umfassung nicht. Wichtig ist die Mitteilung Mangins, daß Anfang Oktober die Lage bei unseren Gegnern sehr ernst war. Bereits war der Rückzug hinter die Somme geplant, der uns die Kanalküste bis zur Sommemündung ausgeliefert hätte. Das wäre von den schlimmsten Folgen begleitet gewesen. Doch sei es gelungen, die Krisis zu überwinden. Nach Puaux („Foch. Sa vie. Sa doctrine. Son oeuvre." Paris 1918) ist French Ende Oktober nur durch das Eingreifen Fochs davon abgehalten worden, bei Ypern zurückzugehen. French soll darauf hingewiesen haben, daß seine Truppen völlig erschöpft seien, und daß nichts übrig bleibe, als sich töten zu lassen. „Nein, Herr Marschall", soll Foch erwidert haben, „zuerst muß gehalten werden. Danach erst können wir sterben." Puaux fügt hinzu: „Wenn wir Calais und Dünkirchen verloren hätten, wenn Deutschland daraus eine Basis für seine U-Boote hätte machen können: man zittert bei dem Gedanken, was daraus geworden wäre."

Die Kanalküste war tatsächlich die Stelle, wo England am meisten verwundbar war. Ihr Besitz hätte uns eine völlig veränderte Grundlage für den Krieg gegen England gegeben. Die Aussichten für einen U-Bootkrieg, der sich auf Dünkirchen, Calais und Boulogne gestützt hätte, wären glänzend gewesen. Aus zahlreichen englischen Äußerungen geht hervor, daß die englische Seekriegführung aufs schwerste beeinträchtigt worden wäre, wenn wir uns in den Besitz der Kanalküste gesetzt hätten. Feldmarschall Haig sagt in einer Vorrede zu der Lebensbeschreibung Kitcheners von Sir George Arthur (französische Ausgabe: „Kitchener et la guerre"): „Wenn der deutsche Feldzugsplan gelungen wäre — und er wäre auf ein Haar gelungen —, so wären die Kanalhäfen in den Besitz der Deutschen gelangt, und es hätten sich sehr trübe Aussichten für das britische Reich eröffnet." Auch General Maurice (a. a. O.) meint: „Noch bevor die U-Boote, Flugzeuge und Luftschiffe so gefährlich wurden, als es in der Folge der Fall war, war es klar, daß Großbritannien Gefahr lief zu verhungern, wenn die Deutschen Calais und Boulogne erreichten, daß ferner die Gefahr einer Invasion entstand und daß die Verbindungen der englischen Armeen in Frankreich mit dem Mutterland gefährdet wurden." In einer Besprechung des ersten Bandes der englischen Seekriegsgeschichte („The Quarterly Review", Juli 1920) sagt der Engländer Pollard: „Napoleon würde uns geschlagen haben, wenn er die Seeherrschaft besessen hätte. Aber vor hundert Jahren hätten wir nicht einen so augenblicklichen Zusammenbruch erlitten, wie er über uns gekommen wäre, wenn die Deutschen unsere Große Flotte besiegt oder eine zeitweilige Herrschaft über den Atlantischen Ozean errungen hätten. Nicht so sehr der Suezkanal als der nordatlantische Handelsweg bildet den Angelpunkt des britischen Weltreiches. Ein halbes Dutzend deutscher Kreuzer, die auf ihm freie Bewegung gehabt hätten, konnten uns einen schlimmeren Schaden bereiten als irgendeine Niederlage in Frankreich oder in Flandern."

Wenn jedoch Marschall French am 14. Mai 1920 in einer Rede in der Guildhall (Times vom 18. Mai 1920) meint, „der schwerste Fehler Deutschlands 1914 sei die Versäumnis gewesen, die Kanalhäfen zu besetzen", so erscheint dieser Vorwurf nicht berechtigt. Erst mußte die französische Armee geschlagen werden, dann fielen uns die Kanalhäfen von selbst zu. Wäre der Schlieffensche Plan durchgeführt worden, so wären beide Zwecke zugleich erreicht worden. Der rechte Flügel wäre dann stark genug gewesen, um hinreichend weit auszuholen, so wie es im Sinne Schlieffens gelegen hat.

Die Ereignisse im Osten.

Über die Ereignisse des Jahres 1914 im Osten äußert sich der bekannte französische General Buat in seinem Buche über Ludendorff eingehend. Die Schlacht bei Tannenberg sei ein Meisterstück gewesen. Ludendorffs Operation in der ersten Masurenschlacht sei klassisch. Den Feldzügen in Süd- und Nordpolen sei zwar der volle Erfolg versagt geblieben, die Russen waren Ende 1914 nicht endgültig besiegt, aber „die russische Flut sei wenigstens vorläufig eingedämmt, die Hoffnung der Entente, den Krieg in einigen Monaten zu beenden, zunichte gemacht worden".

Der englische General Knox, der 1914 auf russischer Seite als englischer Militärattaché der Schlacht bei Tannenberg beiwohnte, hebt hervor, daß der russische Angriff gegen Ostpreußen im August 1914 trotz seines Scheiterns eine große Bedeutung für die Gesamtkriegführung gehabt habe (Knox, „With the Russian Army 1914—1917, angeführt nach v. Giehrl, Wissen und Wehr", 1922, 2. Heft): „Die deutsche Oberste Heeresleitung entsandte bei Beginn der Schlacht von Tannenberg zwei Korps und eine Kavalleriedivision vom Westen nach dem Osten, man entnahm sie dem rechten Heeresflügel. Sie kamen nicht mehr rechtzeitig, um an Tannenberg teilzunehmen, aber einzig und allein der russische Einfall in Ostpreußen hat veranlaßt, daß diese Korps dann an der Marne fehlten. Vielleicht hat diese Entsendung von der Westfront die Verbündeten im Westen gerettet und so das ganze Schicksal des Krieges gewendet."

3.

Das Jahr 1915.

Der Angriff auf die Dardanellen.

Nach Beendigung der Ypernschlacht war die Westfront Ende 1914 im Stellungskrieg erstarrt. Blood (a. a. O.) berichtet, daß auf seiten der Alliierten mehrfach Pläne gemacht worden seien, um die Freiheit des Handelns wiederzugewinnen. Der englische Vorschlag sei dahin gegangen, eine gemeinsame Operation zu Lande und mit der Flotte gegen den deutschen rechten Flügel zu unternehmen. In Paris sei man dagegen gewesen und habe einen Angriff gegen die in bedrohliche Nähe auf Paris vorgeschobene deutsche Front vorgezogen. Monatelang habe man unnütz verhandelt, bis schließlich von englischer Seite der „unglückselige" Ent-

schluß zu dem Angriff auf die Dardanellen gefaßt und das Unternehmen in leichtsinniger Weise und mit unzureichenden Kräften begonnen worden sei. Nur mit halbem Herzen sei man an den Angriff gegangen, der den Keim des Mißerfolges in sich getragen habe. Statt dessen hätte man alles daran setzen müssen, die Türkei gleich zu Beginn des Krieges außer Gefecht zu setzen. Dies sei der empfindlichste Punkt gewesen, an dem man Deutschland treffen konnte. Wäre die Absperrung Rußlands verhindert worden, so wäre es nicht zusammengebrochen, die Niederlage Serbiens und Rumäniens wäre vermieden worden. Die Hilfe der Türkei brachte den Deutschen den Vorteil, daß die Alliierten sich an den Hauptkampffronten schwächten. Es sei daher falsch gewesen, nach einem Kompromiß zwischen den Anforderungen auf dem französisch-belgischen Kriegsschauplatz und dem nahen Orient zu suchen.

Der Hauptvertreter des Angriffs gegen die Dardanellen war der Erste Lord der Admiralität Churchill. Der Schatzkanzler Lloyd George ging noch weiter. In der Lebensbeschreibung Kitcheners behauptet Sir George Arthur, Lloyd George sei von der Nutzlosigkeit jedes Versuches durchdrungen gewesen, die deutsche Front im Westen zu durchbrechen, solange man nicht ein Stärkeverhältnis 3 : 1 erreicht habe. Er habe daher vorgeschlagen, in England eine starke Reserve zur schnellen Unterstützung der Franzosen im Bedarfsfalle bereitzuhalten, im übrigen aber die ganze britische Feldarmee nach dem Balkan überzuführen. Auf diese Weise hoffte er, Serbien zu unterstützen, Italien und Griechenland, vielleicht auch Rumänien zur Entente hinüberzuziehen und Bulgarien einzuschüchtern. Nach Isolierung der Türkei hätte man sodann den schwächsten Gegner, Österreich, mit überlegenen Kräften angreifen können. Der französische Übersetzer des Buches bemerkt nicht mit Unrecht dazu, daß dies der sicherste Weg gewesen wäre, um den Krieg zu verlieren. Während die Engländer auf dem schwierigen, wegelosen mazedonischen Kriegsschauplatz nicht vorwärts gekommen wären, hätten die Deutschen die geschwächte französische Westfront durchbrechen können.

Die Ansichten über das Dardanellenunternehmen sind in England geteilt. Viele Kritiker meinen, daß die Einnahme und Behauptung der Meerengen und der Vormarsch auf Konstantinopel zu viel Kräfte beansprucht hätte, die besser auf dem westlichen Kriegsschauplatz zu verwenden gewesen wären. Auch Oberstleutnant Repington („The First World War") erklärt sich als Anhänger der „westlichen Schule" und hält nicht viel von den Unternehmungen nach Gallipoli, Saloniki und Mesopotamien. Der Marschall French sagte in der erwähnten Rede in der Guildhall, der Hauptkriegsschauplatz für England sei Frankreich geblieben. Trotz der Be-

deutung des nahen Ostens für England hätte es sich doch dort auf die Sicherung gegen die Türkei beschränken müssen.

Allgemein wird die Ausführung des Unternehmens getadelt. Man hätte überraschend zur See und zu Lande gleichzeitig angreifen müssen, dann würde man Erfolg gehabt haben. Mit der Flotte allein im Februar 1915 anzugreifen, sei eine Torheit gewesen (de Civrieux). Churchill habe eine übertriebene Ansicht von der Wirkung der Schiffsgeschütze gegen Landbefestigungen gehabt, die Flotte sei vor eine unmögliche Aufgabe gestellt worden (Maurice). Nachdem die Türkei auf die Gefahr aufmerksam gemacht worden war, sei demnächst auch der Angriff zu Lande auf der Halbinsel Gallipoli gescheitert. Im November 1915 wurde Kitchener hingeschickt, um die Lage zu prüfen. Schweren Herzens mußte er sich für die Räumung Gallipolis aussprechen, obwohl dies einen harten Schlag für das britische Ansehen im Orient bedeutete. Die Kämpfe auf der Halbinsel Gallipoli zählen zu den verhältnismäßig verlustreichsten im Weltkrieg. Die Verluste betrugen nach de Civrieux 21 600 Engländer und 115 000 Franzosen. Sir George Arthur („Kitchener et la guerre") tröstet sich damit, daß der Angriff gegen die Dardanellen wenigstens die Türken gefesselt und dadurch Ägypten und den Suezkanal geschützt habe. Ohne diesen Angriff habe man mindestens zwei Drittel der gegen die Dardanellen verwendeten Streitkräfte in Ägypten gegen eine türkische Offensive verwenden müssen.

Die Absichten der deutschen Heeresleitung.

Die deutsche Heeresleitung stand im Winter 1914/15, nachdem der Marnefeldzug mißglückt und die Operationen im Westen zum Stellungskrieg erstarrt waren, vor einer folgenschweren Entscheidung. Vier neue, sorgfältig aufgestellte Armeekorps konnten anfangs Februar 1915 zur Verwendung bereitgestellt werden, neunzehn aus Abgaben zusammengesetzte Divisionen traten später hinzu. General v. Falkenhayn neigte anfangs dazu, die neuen Korps im Westen einzusetzen, wurde aber schrittweise durch die Lage im Osten dazu gedrängt, die Ostfront zu verstärken, ohne indessen dort eine große, endgültige Entscheidung zu erstreben. Ein solcher Vorschlag wurde aber wiederholt vom General Conrad v. Hötzendorf gemacht und von Hindenburg unterstützt. Schließlich entschloß sich Falkenhayn im April 1915 zu einem größeren Schlag im Osten, der im Mai in Galizien ausgeführt werden sollte. Im Westen war die deutsche Kriegführung infolgedessen im Jahre 1915 auf die Verteidigung beschränkt.

Es entsteht die Frage, ob die deutsche Heeresleitung nicht in der Lage war, auf einer der beiden Seiten eine große Entscheidung unter Einsatz aller verfügbaren Kräfte zu erzielen. Anders war die Aufgabe eines Zweifrontenkrieges nicht zu lösen. Von englischer Seite ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß die Front der Alliierten kaum hätte widerstehen können, wenn der deutsche Angriff im Westen 1915 mit derselben Kraft wie im Herbst 1914 bei Ypern, Bethune oder Lens erneuert worden wäre (Foerster, „Graf Schlieffen und der Weltkrieg", II. S. 25). Noch weiter geht de Civrieux (a. a. O.) in seiner Kritik: einer unserer Grundfehler sei gewesen, daß wir niemals, von der Flandernschlacht 1914 bis zum 21. März 1918, den strategischen Durchbruch durch die französisch-englische Front versucht hätten. Dadurch hätten wir den Engländern Zeit zur Aufstellung eines Millionenheeres gelassen und wären schließlich durch das schnelle Eintreffen der Amerikaner überrascht worden. Dasselbe meint Maurice (a. a. O.). Verdun sei 1916 nur gerettet worden, weil inzwischen die Engländer sich so weit verstärkt hatten, daß sie ihre Front verlängern und französische Divisionen freimachen konnten. Auch in Deutschland hat dieser Gedanke Vertreter gefunden. General v. Moser („Kurzer strategischer Überblick über den Weltkrieg") sieht die beste Lösung für 1915 in einem „unaufhörlichen Losschlagen gegen die englische Front" und in einer Defensive gegenüber den Franzosen, nötigenfalls unter allmählichem Ausweichen auf der Front Laon—Verdun. Gelang es nicht, die britische Armee zu vernichten, so hätte sie doch so weit geschwächt werden können, daß sie 1916, vielleicht für immer, zu einer großen Offensive nicht mehr imstande gewesen wäre. Dem ist entgegenzuhalten, daß ein solches Verfahren höchst wahrscheinlich zu einem mühseligen frontalen Abringen der Kräfte geführt hätte, das wir durchaus vermeiden mußten.

Für eine große Operation lagen im Osten die Verhältnisse weit günstiger. Hier war sie noch möglich, wie der Verlauf des Jahres 1915 erwiesen hat. Nur mußte alles daran gesetzt werden, hier eine endgültige Entscheidung so bald als möglich zu erreichen. Mit Teilschlägen, auch wenn sie noch so erfolgreich waren, war uns nicht geholfen. Daß die Engländer inzwischen Zeit gewannen, sich zu verstärken, war ein Nachteil, der in Kauf genommen werden mußte.

Die Ereignisse im Westen.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz gelang es der deutschen Obersten Heeresleitung, die Verteidigung im Jahre 1915 erfolgreich durchzuführen, obwohl die Franzosen und Engländer mehrfach durch starke Angriffe die deutsche Front zu durchbrechen suchten. Sie verfehlten jedesmal

ihr Ziel. Die Offensive in der Champagne 1915 hat nach Mangin den Franzosen 4500 Offiziere und 175 000 Mann gekostet.

Es ist getadelt worden, daß man auf deutscher Seite trotz grundsätzlicher Defensive mehrfach batailliert und in unnötigen Unternehmungen, wie beispielsweise bei der 1. Armee in den Kämpfen bei Vailly, Soupir, und Soissons, Menschen und Munition verbraucht habe. Reginald Kann (a. a. O.) nimmt die Deutschen gegen diesen Vorwurf in Schutz. Dadurch, daß wir jede Gelegenheit zu kleinen Angriffen benutzt hätten, sei der kriegerische Geist im Heere bewahrt geblieben und der Gegner in Atem gehalten worden.

An den französischen Angriffen, an der Winterschlacht in der Champagne, an der Mai-Offensive bei Arras und an den Herbstschlachten bei Arras und in der Champagne hat er dagegen mancherlei auszusetzen. Man habe auf französischer Seite die durch den Stellungskrieg veränderten Verhältnisse nicht rechtzeitig erkannt und in den Formen des Bewegungskrieges vergeblich und unter großen Verlusten angegriffen. Erst allmählich habe man erkannt, daß eine sorgfältige Vorbereitung des Angriffes und eine gründliche Artilleriewirkung nötig sei, ehe die Sturmwellen der tiefgegliederten Infanterie antreten konnten.

Die taktischen Erfahrungen der mißglückten Angriffe des Jahres 1915 wurden auf französischer Seite („Revue militaire générale", September 1921) beim Jahresschluß dahin zusammengefaßt, daß man die tiefen feindlichen Stellungen nicht in einem Schwung durchbrechen könne. Dies sei nur durch eine Reihe von Angriffen möglich, die möglichst schnell hintereinander, aber jedesmal nach sorgfältigster Artillerievorbereitung erfolgten. Der Angriff müsse somit methodischer geführt werden. Die verschiedenen, hintereinanderliegenden feindlichen Stellungen erforderten jedesmal einen besonderen Angriff mit beschränktem Ziel. Die Stärke der Stellungen mache es erforderlich, die Hindernisse vor dem Sturm gründlich zu zerstören. Hierzu sei eine erheblich stärkere Artillerie nötig als bisher, während die Infanterie mehr geschont werden müsse. „Die Artillerie erobert das Gelände, die Infanterie nimmt es in Besitz." Freilich dauere der ganze Angriff nunmehr beträchtlich länger.

General Pétain soll in seinen Folgerungen noch weitergegangen sein und nach Angabe von Morizet („Le plan 17") und Laure („Au 3ème bureau du troisième G. Q. G.") eine scharfe Kritik an den Maßnahmen der französischen Heeresleitung in einem Bericht über die Operationen der 2. französischen Armee in der Champagne geübt haben. Nach Eroberung einer feindlichen Stellung stehe man immer wieder vor einer neuen. Die verlustreichen Angriffe kosteten viel Zeit, so daß der Feind

die Verteidigung neu organisieren könne. Ehe man daher einen solchen großen Angriff wie im September unternehme, müsse man mehrere Monate vorher auf der ganzen Front planmäßig den Feind durch starkes Artilleriefeuer und große Tätigkeit der Infanterie mürbe machen. Dann erst könne der entscheidende Durchbruchsangriff an einem Abschnitt der Front angesetzt werden. Das Ganze sei somit eine ungeheure Aufgabe, die eine große Überlegenheit voraussetze.

De Civrieux (a. a. O.) verwirft die Angriffe der Alliierten im Jahre 1915 überhaupt. Der französische Generalstab habe die neue, durch den Schützengraben bedingte Form des Krieges noch nicht erkannt gehabt. Bis zu dem Zeitpunkt, zu dem die von Kitchener geschaffenen neuen Armeen auf dem Kampfplatz erschienen und eine ausreichende moderne Artillerie von den Werkstätten geschaffen worden sei, wäre ein Haushalten mit den Kräften geboten gewesen. Nach den Erfahrungen von 1914 wenige Monate später einen Durchbruch zu versuchen, sei ganz verfehlt gewesen. Man hätte sich zur Unterstützung der Russen auf Ablenkungsangriffe unter sparsamster Verwendung der Truppen beschränken müssen.

Der Durchbruch im Osten bei Tarnow-Gorlice.

Der deutsche Angriff im Osten im Mai 1915 war nicht als entscheidungsuchende Offensive gedacht. Das nächste Ziel war die Entlastung der Karpathenfront. Schrittweise wurde mit dem wachsenden Erfolg das Ziel weiter gesteckt.

Nachdem im Mai der Durchbruch bei Tarnow-Gorlice gelungen und die Operation über Lemberg weitergeführt worden war, standen sich im weiteren Verlauf der Offensive die Ansichten des Chefs des Generalstabes des Feldheeres, Generals v. Falkenhayn, und des auf dem linken Flügel der Ostfront befehligenden „Oberbefehlshabers Ost", des Feldmarschalls v. Hindenburg, scharf gegenüber. Seinen tieferen Grund hat dieser Gegensatz in den voneinander abweichenden Ansichten über die Ziele und Aufgaben unserer Kriegführung überhaupt. General v. Falkenhayn war einer „Ausdehnung der Operationen ins Uferlose" entgegen und hielt an ihrer Fortführung mit beschränktem Ziel fest. Eine Vernichtung des Feindes erhoffte er nicht, „sondern lediglich einen, den Zwecken der Obersten Heeresleitung entsprechenden, entscheidenden Sieg". Im Gegensatz dazu hielt der Oberbefehlshaber Ost eine Entscheidung durch eine Offensive mit rechtzeitig zu verstärkendem äußersten linken Flügel vom unteren Njemen aus in der Richtung Kowno—Wilna—Minsk gegen die russischen Verbindungen für erreichbar und drängte ständig

auf Ausführung dieser Operation. Es bestand Aussicht, die aus dem Weichselbogen zurückweichenden Russen abzuschneiden. General v. Falkenhayn glaubte diese Operation ablehnen zu müssen und entschied für den Angriff gegen den Narew. Als schließlich im September doch noch der Versuch zu einer Offensive über Wilna gemacht wurde, war der Zeitpunkt verpaßt. Die große Offensive endete mit einem frontalen Nachdrängen hinter den Russen. Eine Niederwerfung der russischen Militärmacht wurde nicht erreicht. Daß die Möglichkeit hierzu vorlag, hat Oberstleutnant Foerster (a. a. O.) überzeugend nachgewiesen, wenn auch die Bedenken, die General v. Falkenhayn beeinflußt haben, sehr beachtenswert waren.

Auch General Buat tritt in diesem Streit auf die Seite Hindenburgs und Ludendorffs. Hätten sich bei einer Offensive auf Wilna—Minsk die Russen um diese Zeit noch bei Warschau oder auch nur am Bug bei Brest-Litowsk befunden, so wären sie abgeschnitten worden. Der Zusammenbruch eines Teiles hätte den Zusammenbruch des Ganzen nach sich gezogen, es wäre endgültig um die militärische Macht Rußlands geschehen gewesen. So aber endete der Sommerfeldzug gegen Rußland ohne Entscheidung. „Alles gibt zu der Annahme Anlaß, daß er, wenn der Plan Ludendorffs rechtzeitig angenommen worden wäre, anders geendet hätte." Immerhin gibt General Buat zu, daß 1915 ein bedeutender Schritt auf dem Wege der Niederwerfung Rußlands gemacht worden sei. Er sieht diesen Schritt aber weniger in dem Mißerfolg der russischen Waffen, als in der Nachwirkung, die dieser Schlag durch die Enthebung des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch vom Oberbefehl hatte, „dieses begabten Generals und echten Soldaten, der seinen starken Willen in den Dienst eines glühenden Hasses gegen die Deutschen stellte. Seine Entsendung nach dem Kaukasus war das wichtigste Ergebnis der deutschen Offensive im Jahre 1915, sie war der Anfang des Endes des russischen Heeres".

Sind wir im Verlauf der Operation den Russen zu weit ins Innere des Landes gefolgt? De Civrieux behauptet es. Anfangs September sei die Grenze erreicht gewesen, bis zu der wir hätten vordringen sollen. Jetzt sei es Zeit gewesen, die innere Linie auszunutzen, den Russen gegenüber nur einen Schleier zu belassen und unter Ausnutzung der noch vorhandenen guten Jahreszeit alle verfügbaren Truppen beschleunigt nach dem Westen gegen die Franzosen zu werfen. Diese seien durch die „unbesonnenen, verlustreichen Angriffe" geschwächt gewesen, während die neuen englischen Armeen größtenteils noch nicht zur Stelle gewesen wären. „Zum Glück für die Alliierten ist Kühnheit keine deutsche Tugend." Auch General v. Moser (a. a. O.) meint, wir hätten schon am 13. August,



als die deutsche Heeresleitung klar übersehen konnte, daß im Osten die russische Front nicht mehr durchbrochen und überflügelt werden konnte, die Vorbewegung am Njemen und Bug anhalten müssen. Seien dann alle entbehrlichen Truppen nach dem Westen befördert worden, so hätten dort Ende September nach abgeschlagenem feindlichen Angriff die Kräfte zu einem großen Nachstoß, sei es gegen die Engländer, sei es gegen die Franzosen, zur Verfügung gestanden.

Gegenüber diesen Vorschlägen muß daran festgehalten werden, daß die beste Ausnutzung der inneren Linie in dem Bestreben liegt, mit dem einen Gegner endgültig abzurechnen, ehe man sich gegen den anderen wendet. Wir haben bis zum Jahre 1918 daran gekrankt, daß wir den Rücken gegen Rußland nicht frei hatten. Unsere Front stand im September 1915 im Osten keineswegs so fest, daß wir uns mit einem schwachen Schleier hätten begnügen können. Gerade um die Mitte des September setzten starke russische Gegenangriffe gegen die Österreicher bei Dubno und Luzk ein, die zu schweren Rückschlägen führten. Deutsche Truppen mußten eiligst zur Verstärkung herangeführt werden.

Der Feldzug gegen Serbien.

Unmittelbar an die große Offensive in Rußland schloß sich im Oktober 1915 der mit Unterstützung der Bulgaren geführte deutsche Angriff gegen Serbien. De Civrieux tadelt scharf die verspätete Unterstützung der Serben durch die Alliierten, die französische Vorhut sei erst am 5. Oktober in Saloniki gelandet. Trotzdem habe der französische Ministerpräsident Viviani am 12. Oktober, zu einer Zeit, als Belgrad schon von den Deutschen genommen war, in der Kammer verkündet, den Serben werde Hilfe gebracht werden. Die Serben hätten besser getan, rechtzeitig auf Saloniki auszuweichen, statt im Vertrauen auf die versprochene Unterstützung den ungleichen Kampf aufzunehmen.

Die Hilfe der Entente durch die bei Saloniki gelandeten Truppen kam zu spät. Als sie vorgingen, wurden sie durch die Bulgaren zurückgeworfen. Aber die Verfolgung machte an der griechischen Grenze im Dezember halt, obwohl General v. Conrad dafür eintrat, die Alliierten vom Balkan zu vertreiben. Die außerordentliche Schwierigkeit der Verbindungen hielt Falkenhayn neben anderen Gründen vom Angriff auf Saloniki ab. In diesem Verzicht auf die Fortsetzung der Verfolgung sieht de Civrieux ein bis jetzt noch ungeklärtes Rätsel. Die überlegenen Bulgaren wären imstande gewesen, das schwache Expeditionskorps des Generals Sarrail ins Meer zu werfen oder mindestens eng in Saloniki einzuschließen. „In dem unbegreiflichen Entschluß, eine siegreiche Armee

an einer Linie halten zu lassen, hinter der sich der geschlagene Feind wieder kampfbereit aufstellen konnte, lag der Keim zu dem Zusammenbruch der bulgarischen Front im September 1918."

4.

Das Jahr 1916.

Der Feldzugsplan der Alliierten.

Nach den Ereignissen in Rußland und nach der Niederwerfung Serbiens, nach den vergeblichen Angriffen der Entente auf dem westlichen Kriegsschauplatz und nach der Räumung Gallipolis war man im feindlichen Lager mit dem Abschluß des Jahres 1915 wenig zufrieden. Anfang Dezember 1915 waren Joffre, Haig, Alexejew und Cadorna in Chantilly zu einer Besprechung zusammengetreten, um den Feldzugsplan für 1916 festzusetzen und die Operationen der Verbündeten in Einklang zu bringen. Eine allgemeine Offensive wurde beschlossen, sobald die erwarteten englischen Verstärkungen eingetroffen wären und die russische Armee sich erholt hätte. Die Ergänzung des russischen Materials dauerte aber länger, als man angenommen hatte, da die für Rußland bestimmten Transporte sich verzögerten. Die Russen konnten im Frühjahr noch nicht zur Offensive bereit sein, wie man in Chantilly angenommen hatte. Auch die englischen Vorbereitungen verzögerten sich. Ursprünglich hatten die Engländer nicht an der Somme, sondern weiter nördlich angreifen wollen, um die Stützpunkte der U-Boote an der Küste in ihre Hand zu bringen. Am 14. Februar einigte man sich aber in einer Besprechung zwischen Joffre und Haig dahin, daß die Franzosen beiderseits der Somme, die Engländer nördlich der Somme bis Arras angreifen sollten. Der Beginn wurde auf den 30. Juni festgesetzt, während die russische Offensive am 15. Juni einsetzen sollte. Hanotaux meint, man hätte am besten durch einen gleichzeitigen Angriff in der Picardie und in der Champagne eine Zange gebildet. Die Kräfte hätten aber für beide Angriffe nicht gereicht. Man wählte daher nur einen einheitlichen Angriff mit den Engländern zusammen, an der Somme und im Artois. Feldmarschall Haig bestätigt, daß weder die Franzosen, noch die Engländer zur Zeit für sich allein stark genug für eine große Offensive gewesen seien. Joffre war nach der Darstellung Hanotaux' zuversichtlich und hoffte im Laufe des Jahres 1916, spätestens Anfang 1917 den Krieg zu beenden.

Die Pläne der Mittelmächte.

Da kam der deutsche Angriff bei Verdun am 21. Februar den Absichten unserer Gegner zuvor. Über die Zweckmäßigkeit dieses Angriffs ist bei uns und in Frankreich viel gestritten worden. Der Zweck, den General v. Falkenhayn dabei verfolgte, ist aus seinen Ansichten über die ganze Kriegführung abzuleiten. Unsere Feinde mit Waffengewalt so niederzuwerfen, daß sie bedingungslos um Frieden bitten müßten, hielt er bei der feindlichen Übermacht nicht für möglich. Eine Überspannung unserer inneren und äußeren Kräfte müsse vermieden werden. Sein Kriegsziel beschränkte sich darauf, die Westgegner zum Verzicht auf ihren Vernichtungswillen zu zwingen, indem man ihnen die Aussicht abschnitt, Deutschland und seine Verbündeten schließlich doch noch durch Erschöpfung niederzuwerfen, bevor die Feinde selbst unheilbaren Schaden erlitten. Eine Entscheidung in Rußland herbeizuführen, hatte General v. Falkenhayn schon im Verlaufe des Feldzuges von 1915 für untunlich erklärt. Einen Massendurchbruch im Westen zu versuchen, hielt er für aussichtslos, auch fehlten die Kräfte dazu. Auf den unbeschränkten U-Bootkrieg wurde entgegen der Meinung des Chefs des Generalstabes verzichtet. So fiel die Entscheidung für einen Angriff mit beschränktem Ziel bei Verdun.

General Conrad v. Hötzendorf war im Winter 1915/16 lebhaft für eine große Offensive in Italien eingetreten, die mit deutscher Unterstützung von Tirol aus im März 1916 unternommen werden sollte. Falkenhayn sah darin keine Kriegsentscheidung. Der österreichisch-ungarische Chef des Generalstabes entgegnete, daß die Entscheidung zwar in Frankreich liege, daß aber der Angriff dort erst aussichtsreich werde, wenn Italien geschlagen sei und die für den Kampf in Frankreich notwendigen Kräfte dadurch frei würden. Er sage dies nicht „vom besonderen österreichisch-ungarischen Standpunkt aus, der die Niederwerfung Italiens fordere, sondern ausschließlich in der Überzeugung, daß wir diesen Weg gehen müssen, um den gemeinsamen Existenzkampf unserer beiden Reiche siegreich zu beenden. Ich erachte somit die Offensive gegen Italien als die notwendige Einleitung des endgültigen Entscheidungskampfes“. In diesen Worten spricht sich zweifellos ein weiter Blick und eine große Auffassung von den Aufgaben der Kriegführung aus. General Krauß („Die Ursachen unserer Niederlage“) erweitert den Gedanken zu dem Vorschlag eines doppelten Angriffs in Italien vom Isonzo und von Tirol aus, „um die ganze italienische Armee in dem Sack Venetiens abzuschließen und zu vernichten“. Ein solcher Angriff hätte aber starke, deutsche Kräfte zur Unterstützung erfordert.

Eine andere Ansicht vertritt General Buat. Er wirft der deutschen Heeresleitung vor, daß sie sich über die Wirkung ihrer russischen Offensive von 1915 getäuscht habe, wenn sie glaubte, ohne Gefahr sich 1916 gegen den Westen wenden zu können. Er ist der Ansicht, daß die Niederkämpfung Rußlands, die 1915 nicht erreicht wurde, im Jahre 1916 unter günstigen Verhältnissen hätte unternommen werden müssen. Man wird ihm darin recht geben müssen, daß eine Entscheidung im Westen nicht zu erreichen war, bevor Rußland erledigt war. Eine Entscheidung mußten wir aber erstreben. Es war kaum anzunehmen, daß durch die Falkenhaynsche Kriegführung der Kriegswille der Gegner gebrochen werden konnte. Wir mußten auf die Dauer gegenüber den unermeßlichen Hilfsquellen unserer Gegner erliegen. Vielleicht wäre der vom General Ludendorff angeregte Gedanke, die Entscheidung in Rußland 1916 auf dem Wege über Rumänien zu suchen, der richtige gewesen. Rumänien mußte vor die Frage gestellt werden, sich für oder gegen uns zu entscheiden.

Trug man aber Bedenken gegen eine zweifellos schwierige, nochmalige Offensive gegen Rußland im Jahre 1916 und glaubte man sich mit den 1915 erreichten Erfolgen begnügen zu können, so bot ein gemeinsamer deutsch-österreichischer Angriff vom Isonzo und von Tirol aus die Aussicht, die italienische Armee zu vernichten. In der zweiten Hälfte des Januar soll in Südtirol der Angriff möglich gewesen sein, weil der hart gefrorene Schnee trägt. Gewiß lag die Kriegsentscheidung nicht in Italien. Aber die Ausschaltung des italienischen Heeres und die hinreichende Festigung der Ostfront hätten die nötigen Kräfte für das endgültige große Ringen im Westen freigemacht.

Das Ungünstigste, was geschehen konnte, war, daß die deutsche und die österreichisch-ungarische Heeresleitung getrennte Wege gingen. Dies aber geschah. Da Falkenhayn bei seinem Standpunkt verharrte, entschloß sich Conrad, ohne deutsche Unterstützung in Italien anzugreifen. Daß er hierzu die Front gegen Rußland erheblich schwächen mußte, wurde verhängnisvoll und führte im Sommer 1916 zu einer schweren Krisis.

Irgendwo hätten die Kräfte der Mittelmächte zusammengefaßt werden müssen. Beides zugleich, der Angriff bei Verdun und in Italien, ging über unsere Kräfte. Auch bei Verdun wäre, wie die nachfolgende Darstellung ergeben wird, mit stärkeren Kräften ein großer Sieg möglich gewesen.

Der Angriff bei Verdun.

Um Weihnachten 1915 war der deutsche Angriff bei Verdun beschlossen worden. Es wurde angenommen, daß hier der Gegner nicht

ausweichen könnte und den letzten Mann einsetzen müßte, um sich zu behaupten. Frankreichs Kräfte würden sich verbluten, „gleichgültig, ob wir das Ziel selbst erreichten oder nicht". Es war aber doch zu beachten, daß es eine große moralische Wirkung haben mußte, wenn der Angriff ein Fehlschlag wurde. Ob wir nicht selbst auch verbluten würden, mußte fraglich erscheinen. „Mit möglichst geringem eigenen Aufwand an Menschen dem Feinde möglichst großen Schaden zuzufügen", führt im Kriege selten zu entscheidenden Erfolgen. Es hat bei unserer Obersten Heeresleitung die Hoffnung bestanden, daß der Angriff bei Verdun die Engländer zu einem vorzeitigen Entlastungsangriff im Artois oder in Flandern verleiten würde, bevor sie ihre Vorbereitungen für die Offensive beendet hätten. Durch einen Gegenstoß, wozu eine Anzahl Divisionen hinter unserer 6. Armee bereitgehalten wurden, hofften wir dann einen großen Erfolg zu erreichen. Die Hoffnung erfüllte sich nicht.

Die französische Front war zu Anfang des Jahres 1916 in drei Heeresgruppen eingeteilt. Die nördliche, an die sich im Norden die Engländer und Belgier anschlossen, unterstand dem General Foch. Die mittlere, unter General de Langle de Cary, reichte von der Oise bis zu den Argonnen, die östliche unter General Dubail, später unter Franchet d'Espérey, reichte von der Woëvre über die Vogesen bis Belfort.

Von französischer Seite wird zugegeben, daß Verdun ein ausspringender Punkt in der französischen Front und somit eine schwache Stelle war. Der Erfolg des Durchbruchs, meint Buat, wäre gewesen, daß die ganze französische Front zwischen St. Mihiel und der Champagne aufgerollt wurde. „Und das wäre nur die erste Stufe gewesen!" Reginald Kann (a. a. O.) meint ebenfalls, der Fall von Verdun hätte die Stellungen auf den Maashöhen bis St. Mihiel unhaltbar gemacht, Toul sei im Rücken bedroht und die ganze Verteidigung der Ostgrenze erschüttert worden. Auch die große moralische Bedeutung des Kampfes um Verdun wird hervorgehoben.

Nach den Erfahrungen, die bei Lüttich, Antwerpen und Maubeuge gemacht worden waren, hatte man in Frankreich erkannt, daß die ständigen Befestigungen umgestaltet werden müßten. Die Verteidigung war bei Verdun weit vor die alten Werke vorgeschoben worden, so daß drei bis vier Stellungen hintereinander entstanden. Aus der Festung war eine befestigte Gegend geworden. Doch war der Umbau der Verteidigungseinrichtungen noch lange nicht fertig, als der Angriff begann. Es stellte sich aber im Verlaufe des Kampfes heraus, daß man den Wert und die Widerstandskraft der alten Befestigungen doch unterschätzt hatte. Gut betonierte Unterstände und Panzerungen hielten sich und gewährten der

Truppe immer wieder sichere Unterkunft. Sie konnte sich erholen und wurde vor der äußersten Erschöpfung bewahrt. General Mangin knüpft hieran mit Recht den Schluß, daß, entgegen der in Frankreich wie auch bei uns vielfach aufgetretenen Ansicht, die Festungen in Zukunft durchaus ihre Rolle noch nicht ausgespielt hätten und daß Panzer und Beton ihre Bedeutung behaupteten.

Zu Anfang des Jahres 1916 mehrten sich bei unseren Gegnern die Anzeichen des bevorstehenden deutschen Angriffs bei Verdun. Die im Gange befindlichen Verteidigungsarbeiten wurden beschleunigt. Die Bilderkundung der französischen Flieger ergab große Regsamkeit des Feindes, neue Eisenbahnlinien, Munitionsdepots, Batteriestellungen und Unterstände zwischen Craonne und St. Mihiel. Gefangene der 3. deutschen Armee sollen am 17. Januar erklärt haben, daß Ende Januar oder anfangs Februar ein großer Angriff bei Verdun bevorstehe. („Revue militaire générale", September 1921, „Revue des deux mondes", August 1921.) Immerhin war man nicht sicher, ob nicht auch in der Champagne ein Angriff zu erwarten war. Pierrefeu („G. Q. G.", d. h. Grand Quartier Général) erzählt, daß im Großen Hauptquartier die Ansicht vertreten wurde, der Angriff in der Champagne sei strategisch am wirksamsten und daher auch am wahrscheinlichsten. Angriffe an anderer Stelle dienten voraussichtlich nur zur Täuschung und Ablenkung. Die Regierung neigte — nach der späteren Erklärung des Ministerpräsidenten Briand in der geheimen Kammersitzung im Juni 1916 — mehr dazu, den Hauptangriff aus politischen Gründen bei Verdun zu erwarten, weil hier der Deutsche Kronprinz befehligte. Die Reserven mußte man jedenfalls einstweilen noch in der Hand behalten, Munition und Verpflegung wurden aber bei Verdun bereitgestellt. Mangin berichtet, daß die deutsche Front dort still blieb und Angriffsgräben nicht vorgeschoben wurden. Die deutschen Gräben seien zum Teil noch bis zu 800 m entfernt gewesen. Man sei aber damals der Ansicht gewesen, daß die Ausgangsstellung für den Sturm nur 200 bis 250 m entfernt sein dürfe. So sei man getäuscht worden.

Am 10. Februar kam „aus sicherer Quelle" Nachricht vom bevorstehenden Angriff bei Verdun. Am 15. Februar soll ein Befehl des Deutschen Kronprinzen in französische Hände gelangt sein, der den Angriff ankündigte. Ein Amerikaner, von Kitchener geschickt, traf um diese Zeit in Chantilly im französischen Großen Hauptquartier ein, der Angaben über die deutschen Absichten machen konnte.

Es geht aus den neuerdings veröffentlichten Berichten über die im Juni 1916 stattgefundenen geheimen französischen Kammersitzungen hervor, daß man später der Heeresleitung heftige Vorwürfe gemacht hat, sie

habe die Warnungen nicht beachtet und ungenügende Vorbereitungen getroffen. Von den vier vorgesehenen Verteidigungslinien sei nur die erste fertig, die zweite allenfalls brauchbar, die dritte erst geplant gewesen. Auch Pierrefeu (a. a. O.) gibt zu, daß man durch den Angriff überrascht worden sei und dessen Stärke nicht geahnt habe.

Am 21. Februar begann der Angriff bei Verdun und schritt in den nächsten Tagen fort. „Die Augen der Welt waren auf Verdun gerichtet“ (Hanotaux). Über den Verlauf des Kampfes auf französischer Seite liegen folgende Nachrichten vor.

Allgemein wird in Frankreich behauptet, daß den Deutschen am 24. abends der Weg nach Verdun offen gestanden hätte, da die nicht mit Artillerie versehene Fortlinie das Vordringen nicht hätte hemmen können. „Mit wenig Kühnheit hätten die Deutschen unter Ausnutzung der beim Verteidiger herrschenden Verwirrung bei sinkendem Tag am 25. ihr Ziel erreichen können. Offenbar erschöpft und ohne Unterstützung, machten sie Halt und warteten bis zum nächsten Tag.“ (de Civrieux.) Die deutsche Führung sei zu vorsichtig, methodisch gewesen, sie hätte eine erneute Artillerievorbereitung vor weiterem Vorgehen für nötig erachtet und dadurch die günstige Gelegenheit verpaßt. (Reginald Kann a. a. O., „Revue militaire générale“, September 1921.)

Auch Mangin schildert die Lage der Franzosen als kritisch. General de Langle de Cary, der die Heeresgruppe der Mitte befehligte, denkt bereits an den Rückzug auf das linke Maasufer. Aber Joffre befiehlt, unbedingt auf dem rechten Ufer zu halten, und telegraphiert: „Jeder Führer, der einen Rückzugsbefehl gibt, wird vor ein Kriegsgericht gestellt.“

Eine sehr lebendige Schilderung der französischen Bedrängnis in diesen Tagen entwirft Giraud („Revue des deux mondes“, August 1921). Der General de Castelnau war von Joffre mit Vollmacht nach Verdun entsandt worden und fand General de Langle de Cary sehr beunruhigt. Die Truppen wichen zurück, die Woëvre war bereits geräumt. In wilder Hast floh die Bevölkerung auf allen Straßen, die von Trains und Verwundeten verstopft waren. „Ein schmerzliches Schauspiel, dessen tiefe Traurigkeit General de Castelnau aufs bitterste empfand!“ Den Befehlshaber bei Verdun, General Herr, traf Castelnau inmitten eines durch die Niederlage und mehrere schlaflose Nächte nicht mehr arbeitsfähigen Stabes und auch persönlich übermüdet an. Die Lage war sehr ernst.

Am 25. traf General Pétain bei Verdun ein und übernahm an Stelle des Generals Herr den Befehl über die 2. Armee und die Leitung der Schlacht. Er war vorher am 24. in Chantilly von Joffre empfangen worden. General X. Y. („Réflexions sur l'art de la guerre“) berichtet über diesen

Empfang: Während völlige Bestürzung im Großen Hauptquartier herrschte, empfing Joffre seinen Untergebenen heiter und sagte ihm lächelnd und sich die Hände reibend: „Nun, Pétain, wissen Sie, es steht nicht schlecht." Joffre hat in der Tat in den schwierigsten Lagen nach allen Zeugnissen die Ruhe nie verloren.

Allmählich kommt der deutsche Angriff auf dem rechten Ufer nur noch langsam vorwärts. Die Deutschen erkennen ihren Fehler — allgemein hält man den Angriff in Frankreich für zu schmal — und dehnen ihn auf das linke Ufer aus. Jetzt ist dies zu spät. „Hätten die Deutschen von vornherein auf beiden Ufern der Maas angegriffen — und daß sie die Mittel dazu hatten, ging daraus hervor, daß sie es später tatsächlich getan haben —, so hätten wir ohne Zweifel die Front nicht mehr halten können und Verdun wäre in die Hände der Deutschen gefallen." (General X. Y. a. a. O.)

Aber die Deutschen machen doch Fortschritte im April, die Lage wird schwierig. General Pétain erhält am 30. April den Befehl über die Heeresgruppe der Mitte, Nivelle übernimmt die Armee von Verdun.

Mitte Juni ist die Lage der 2. Armee so kritisch geworden, wie noch nie: „Wenn die Deutschen mit einer letzten Anstrengung bis zu den Maasbrücken vorgedrungen wären, so wäre der Rückzug der auf dem rechten Ufer kämpfenden französischen Truppen aufs äußerste gefährdet gewesen und die Divisionen auf dem linken Ufer konnten in Flanke und Rücken gefaßt werden. Unter Verlust eines ungeheuren Materials und einer beträchtlichen Artillerie hätte ein allgemeiner Rückzug bis zur Aire und den Osthängen der Argonnen ins Auge gefaßt werden müssen" (de Civrieux). Joffre steht vor der großen Frage, ob an dem Plane von Chantilly und dem beabsichtigten französisch-englischen Angriff an der Somme, der erst Ende Juni beginnen kann, festgehalten werden solle. Pétain drängt am 11. Juni und erklärt es für notwendig, baldigst zur Entlastung mit dem Angriff an der Somme zu beginnen. Auch die französische Regierung will diesen Angriff beschleunigen. Alle Maßnahmen zur Räumung des rechten Maasufers werden sorgfältig getroffen. Pétain stellt Joffre vor, daß ein Drittel der französischen Artillerie verloren geht, wenn sie nicht zurückgezogen wird, bevor das deutsche Artilleriefeuer die Maasbrücken erreicht. Um die Artillerie zurückzuziehen, seien drei Tage nötig. Aber Joffre bleibt fest und antwortet am 26. Juni, das rechte Ufer müsse behauptet werden. Er übernehme die Verantwortung, wenn die Artillerie verloren gehe (Mangin).

Wie gespannt die Lage bei Verdun im Juni war und in welcher Aufregung und Bestürzung sich Frankreich befand, erkennt man aus den

geheimen Kammerverhandlungen. Auch Pierrefeu bestätigt dies. Die Presse war in größter Nervosität. Die Schlächterei bei Verdun müsse endlich aufhören, die seit drei Monaten andauere, ohne daß sich die Engländer rührten. Der Angriff an der Somme müsse sofort beginnen, ohne die Engländer oder ehe sie völlig bereit seien. Aber Joffre blieb fest. Sein Ziel war nicht nur Ablenkung an anderer Stelle, sondern der große, entscheidende gemeinschaftliche Angriff an der Somme, der mit einem großen Schlage erst beginnen sollte, wenn das ungeheure Material dazu bereitgestellt und die englischen Vorbereitungen völlig beendet waren. Vor dem 1. Juli war das nicht möglich.

Joffre suchte mit seinen Reserven hauszuhalten. Aber der Plan für den Sommeangriff mußte doch eingeschränkt werden, der Kampf bei Verdun verbrauchte zu viel Kräfte. Mangin berichtet, daß ursprünglich General Foch, der die nördliche Heeresgruppe befehligte, den Angriff mit 39 Divisionen auf einer Front von 50 km Breite hatte ausführen sollen, während die Engländer nördlich davon in einer Breite von 20 km angreifen sollten. Tatsächlich konnte am 1. Juli nur in einer Gesamtbreite von 37 km angegriffen werden. Von der Heeresgruppe Foch griffen nur die 16 Divisionen der 6. Armee Fayolle in einer Breite von 12 km an, nach anderen Nachrichten („Revue militaire générale", November 1921) nur 12 Divisionen in der Breite von 16 km. Haig griff in einer Breite von 25 km mit zwei Armeen und im ganzen mit 15 Divisionen in erster Linie, vier in zweiter Linie und zwei in Reserve an. Hanotaux gibt die Gesamtzahl der angreifenden französischen und englischen Divisionen auf 40 an. Man hat es nachträglich dem General Pétain zum Vorwurf gemacht, daß er zur Verteidigung von Verdun so viele Divisionen angefordert habe, die nachher an der Somme gefehlt hätten. Auf der französischen Angriffsfront an der Somme wurde in den ersten Tagen der Schlacht bekanntlich ein nicht unbeträchtlicher Erfolg von den Franzosen erreicht. Hätte man, so hieß es, mit 39 Divisionen angegriffen, so wäre man durchgebrochen. Demgegenüber hätte der Verlust von Verdun verschmerzt werden können. Mit Recht wurde dem von anderer Seite entgegengehalten, daß der Verlust von Verdun ein schwerer Schlag von größter moralischer, aber auch operativer Bedeutung gewesen sei, der unter allen Umständen hätte vermieden werden müssen.

Inzwischen hatte am 15. Mai der österreichische Angriff in Italien begonnen. Der Erfolg war anfangs glänzend. Über Arsiero und Asiago vordringend, waren die Österreicher nahe daran, den Ausgang aus dem Gebirge in die Ebene zu erkämpfen, als die Kraft des Angriffs nachließ. In diesem Augenblick brachen im Juni vor der Brussilow-

Offensive die 4. österreichisch-ungarische Armee in Wolhynien bei Luzk, die 7. in der Bukowina völlig zusammen. So rächte sich die Schwächung der Ostfront, die Conrad zugunsten des Angriffs in Italien vorgenommen hatte. Trotzdem die Verdunkämpfe noch im Gange waren und ein Angriff an der Somme sich bereits ankündigte, mußten eiligst deutsche Unterstützungen nach dem Osten gesandt werden, um die Österreicher vor dem Zusammenbruch zu retten. Der Angriff in Italien war zu Ende.

Genau dem Plane entsprechend, begann am 1. Juli der Angriff an der Somme. Dadurch war die Front bei Verdun endgültig entlastet. Hanotaux gibt die französischen Verluste bei Verdun auf 280 000 Tote, Verwundete und Vermißte an. 74, nach anderen Nachrichten 65 von 95 französischen Divisionen nahmen an dem Kampf dort teil, darunter 10 zweimal. Mangin berechnet, daß die Verteidigung von Verdun den Franzosen 3800 Offiziere und 340 000 Mann gekostet habe.

Der moralische Erfolg der Behauptung Verduns war in Frankreich außerordentlich groß. „Das Wort Verdun muß den Deutschen in die Ohren tönen wie das Totengeläute ihrer schönsten Hoffnungen. Es hat dem Kriege seine Richtung gegeben und Frankreich seinen alten Glanz zurückgegeben. Alle unsere Leiden, unsere Ausdauer, unsere Willenskraft und unser Mut werden in Zukunft zusammengefaßt in dem Wort Verdun. Es verkörpert die unerschütterliche Seele eines ganzen Volkes, das für sich allein die preußischen Horden zurückwarf, die seinen Untergang erstrebten." (Michaux, „Journal d'une Parisienne".) Buat nennt den deutschen Angriff einen ungeheuren Mißerfolg.

Die Sommeschlacht.

Der Angriff an der Somme begann, nachdem die Vorbereitungen vier Monate gedauert hatten, am 1. Juli 1916 nach einer artilleristischen Vorbereitung von $6^1/_2$ Tagen und richtete sich nach der Darstellung Mangins gegen die in der Gegend von Cambrai—Le Cateau—Maubeuge auslaufenden deutschen Verbindungen. Man habe aber nach den Erfahrungen von 1915 nicht hoffen können, dieses Ziel in einem Sprunge zu erreichen. Durch methodisch fortgeführte Angriffe mit beschränktem Ziel sollten die Deutschen allmählich zurückgedrückt und schließlich im Laufe von Wochen oder auch Monaten mürbe gemacht werden. „Die Artillerie sollte erobern, die Infanterie besetzen." Man habe sich aber in der Durchführung des Kampfes zu sehr an dieses Programm gehalten; mehrfach wäre Gelegenheit gewesen, durch sofortige Ausbeutung eines Erfolges schneller vorwärtszukommen.

Die englische Armee stand nach Reginald Kann (a. a. O.) taktisch in der Sommeschlacht noch nicht auf der Höhe. Ihr war zu Beginn der Schlacht der Hauptangriff zugefallen, der zu einem schweren Mißerfolg geführt habe. Den Franzosen fehlte es nach Angabe de Civrieux' in der Schlacht an der Somme noch immer an der erforderlichen modernen schweren Artillerie. Es war noch nicht gelungen, den bei Beginn des Krieges zutage getretenen Mangel auszugleichen, so daß der Kampf hauptsächlich mit einer veralteten Artillerie geführt werden mußte. Die Zweckmäßigkeit des deutschen Kampfverfahrens — große Tiefengliederung, dünne Besetzung der vordersten Linie, Zurückwerfen des eingedrungenen Feindes durch Gegenstoß — erkennt Reginald Kann an. Man habe auf seiten der Alliierten sehr zu Unrecht über die „bewegliche Kampfform" gespottet.

Ende August sei ein Nachlassen in der deutschen Widerstandskraft zu erkennen gewesen. Der Angriff wurde entsprechend dem ursprünglichen Plan nach Süden verbreitert, indem die 10. französische Armee Micheler mit 13 Divisionen neben die Armee Fayolle eingeschoben wurde. Aber Ende September verlangsamte die schlechte Witterung die Operationen. Der Regen verwandelte das von Granaten durchwühlte Gelände in Wasserpfützen, die Wege verschwanden. Die Engländer machten vor Bapaume, die Franzosen vor Peronne halt.

Somit lief die groß angelegte Operation in eine unentschiedene Schlacht aus und bedeutete daher für den, der einen bestimmten Zweck verfolgte, eine Niederlage, wie de Civrieux zugibt. Pierrefeu berichtet, man habe im Großen Hauptquartier bereits im Laufe des Juli erkannt, daß die Schlacht zu keiner Entscheidung führen werde und ein Durchbruch nicht zu hoffen sei. „Man opfert nicht 100000 Mann für die Eroberung einiger Dörfer oder Waldstücke, denen immer wieder andere Dörfer und Gehölze folgen, sondern nur, um einen entscheidenden Sieg oder wenigstens wichtige, strategische Vorteile zu erringen . . . . Als am 15. November die Operation eingestellt wurde, war die französisch-englische Linie nur um ein Dutzend Kilometer nach Osten vorgerückt. Weder Peronne noch Bapaume, die wichtigsten geographischen Ziele, waren erreicht. Überall wurde die deutsche Verteidigungsmauer immer wieder hergestellt und zeigte sich noch unversehrt." (de Civrieux.)

Die Verluste der Sommeschlacht standen in keinem Verhältnis zu dem Geländegewinn, sagt General X.Y. (a. a. O). Nur dadurch werden sie nach de Civrieux gerechtfertigt, daß „die heroischen Verteidiger von Verdun" durch die Offensive entlastet wurden. Die französischen Verluste werden auf 75000 Tote und 150000 Verwundete angegeben (de Civrieux), die englischen sogar im ganzen auf rund 500000 Offiziere und Mannschaften

(Wright). Nach einer anderen Angabe („Revue militaire générale", November 1921) betrugen die französischen Verluste im ganzen 319000 Mann, aber immer noch weniger als bei Verdun. Mangin berechnet die französischen Verluste an der Somme auf 5000 Offiziere und 189000 Mann.

„Charakteristisch für die Sommeschlacht war das langsame Fortschreiten von Stellung zu Stellung. Dadurch wurde sie, wie die Schlacht bei Verdun, der Typus der blutigen, unseren Vätern unbekannten Zermürbungsschlachten, die trotz aller Fortschritte der chemischen und ballistischen Wissenschaft den modernen Krieg auf den Stand der Barbarenkriege zurückführten, in denen das Gemetzel der einzige Zweck des Kampfes war." (de Civrieux.)

Das Ergebnis des Jahres 1916.

Als am 29. August der Wechsel in der deutschen Obersten Heeresleitung durch den Eintritt des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg und des Generals Ludendorff an Stelle von Falkenhayn stattfand, standen die Mittelmächte vor einer schweren Krisis. Der Schlag von Verdun war mißglückt, in der Sommeschlacht fielen wir aus einer Krisis in die andere, an der russischen Front war ein schwerer Rückschlag bei Luzk eingetreten. Zu alledem erklärte Rumänien am 27. August Österreich den Krieg. Mit äußerster Anstrengung wurden wir der Lage Herr, die Russenfront wurde wieder gefestigt und Rumänien niedergeworfen. Im ganzen haben wir uns überall behauptet, aber eine Entscheidung war nicht erreicht worden.

Die Entente war mit dem Ergebnis des Jahres 1916 viel weniger zufrieden. Man hatte bei weitem nicht erreicht, was man gehofft hatte. Die schweren Verluste bei Verdun machten einen außerordentlichen Eindruck, die deutschen Verluste kannte man nicht. In der geheimen Kammersitzung in Paris am 4. Dezember 1916 kamen die großen Sorgen, die Frankreich bedrückten, zum Ausdruck. Der Kriegsminister gab die französischen Verluste bis zum 1. November 1916 auf 1236000 an, darunter 648000 Tote, 253000 Vermißte und wahrscheinlich auch Tote, 335000 Gefangene. Dienstuntauglich waren außerdem 287000 geworden, so daß mit deren Einschluß der Gesamtverlust auf mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen stieg. Bei dieser Gelegenheit machte der französische Kriegsminister Angaben über die französischen Stärken am 1. November 1916. Sie betrugen insgesamt rund 5 Millionen, von denen an der französischen Front und im Orient sich 2900000 Mann befanden, der Rest in den Ersatzformationen, Lazaretten, Werkstätten u. dgl. Im ganzen verfügte die Entente damals über fast 14 Millionen, darunter, außer den 2900000 Franzosen, 150000 Belgier, 1980000 Engländer, 1854000 Italiener, 6860000 Russen, 130000 Serben und 420000 Rumänen.

Der Plan der Alliierten für 1917.

In einer Konferenz der Alliierten zu Chantilly wurde am 16. November 1916 der Plan für 1917 festgesetzt. Joffre und Haig sowie die Militärbevollmächtigten von Italien, Rußland, Belgien, Serbien und Rumänien nahmen daran teil. Joffre hatte ursprünglich im Herbst 1916 vorgeschlagen, den Angriff an der Somme fortzusetzen und durch einen andauernden Druck die große Offensive für das Frühjahr vorzubereiten. Es ist nicht zu verkennen, daß uns die Durchführung dieses Planes große Schwierigkeiten bereitet haben würde. Haig erklärte jedoch, daß seine Truppen einer längeren Ruhe bedürften, um sich zu erholen und um die Ausbildung der Verstärkungen zu vervollständigen. So wurde denn beschlossen, daß die verbündeten Armeen Mitte Februar sich zur Offensive bereitstellen sollten, um zu verhindern, daß den Mittelmächten 1917 wiederum die Initiative zufallen sollte. Aus der Aufstellung neuer deutscher Divisionen (tatsächlich wurden bis zum Frühjahr 1917 dreizehn neue Divisionen gebildet) glaubte man schließen zu müssen, daß für 1917 wiederum eine deutsche Offensive geplant sei. Gegenüber Rußland, das der Revolution zutrieb, und gegenüber dem niedergeworfenen Rumänien konnte Hindenburg, so meint de Civrieux, schwache Truppen in befestigten Stellungen stehen lassen und überraschend seine Hauptkräfte gegen die französisch-englischen Linien zu einem großen Angriff versammeln. Um ihm zuvorzukommen, sollten alle alliierten Armeen im Westen und Osten von Mitte Februar 1917 ab zur Offensive sich bereithalten.

Nach der Angabe Mangins und de Civrieux' entwarf Joffre am 27. November den Operationsplan. Auf der erweiterten Front der Sommeschlacht sollten die Franzosen zwischen Oise und Somme, die Engländer zwischen Bapaume und Vimy am 1. Februar angreifen, am 20. Februar sollte ein Angriff der mittleren Heeresgruppe in der Champagne zwischen Pontavert und Reims folgen. Sir Douglas Haig gibt in seinem Bericht vom 25. Dezember 1917 an das Kriegsministerium an, daß die englische Operation bezweckt habe, den nach Abschluß der Sommeschlacht bei Bapaume nach Westen vorspringenden Bogen der deutschen Stellung von der Ancre und von Arras aus anzugreifen und gleichzeitig sich in Besitz der Vimyhöhen nördlich Arras zu setzen. Eine weiterreichende operative Absicht habe diesem Angriff nicht zugrunde gelegen, vielmehr sei die Hauptoffensive später in Flandern geplant gewesen. Er habe gehofft, nach Beendigung des Südangriffs unverzüglich die Offensive in Flandern beginnen zu können, bevor der Gegner merkte, daß der Südangriff nicht mehr fortgesetzt werde. Dieser ganze Plan sieht so aus, als ob er nachträglich zurecht gemacht worden sei, um zu be-

schönigen, daß der Angriff bei Arras nach einem Anfangserfolg schließlich doch gescheitert ist.

Ein neues taktisches Verfahren wurde im Gegensatz zur Sommeschlacht vorgesehen. Der Angriff sollte in möglichster Breite erfolgen und als erstes Ziel die Wegnahme der feindlichen Artillerie erstreben. Durch möglichst schnelle Aufeinanderfolge der Angriffe und durch sofortige Ausnutzung der Erfolge, durch „Kraft und Schnelligkeit", hoffte man zum Durchbruch zu gelangen.

Die französische Regierung drängte auf baldigen Beginn der Offensive. Der Ersatz machte Schwierigkeiten, die Bataillone mußten von vier auf drei Kompagnien heruntergesetzt werden. Der U-Bootkrieg flößte Besorgnisse ein.

Joffres Stellung wird erschüttert.

Zu der frühen Offensive kam es nicht. Die Ereignisse von 1916 hatten die Stellung des Generals Joffre erschüttert. Nach der Darstellung Mangins war Joffre ein Optimist, der an baldigen Sieg geglaubt hatte. Man warf ihm vor, daß er aus diesem Grunde gezögert hätte, von der Regierung die Beschaffung des Materials zu fordern, das die neue Form der Kriegführung beanspruchte. Vor allem habe es sich dabei um eine erhebliche Verstärkung der schweren Artillerie gehandelt, die wiederum eine beträchtliche Vermehrung der Fabriken erfordert hätte. Das schien Joffre zu lange Zeit in Anspruch zu nehmen. Hatte man früher seine unerschütterliche Ruhe in den schwierigsten Lagen bewundert, so faßte man sie jetzt anders auf: er habe „sich häuslich eingerichtet im Kriege", der für ihn der Normalzustand sei, und dessen Ende herbeizuführen er sich nicht beeile. Auch hatte er seine Ziele mit Festigkeit und Selbständigkeit verfolgt und sich äußeren Einflüssen wenig zugänglich gezeigt. Nach einem Aufsatz in der „Revue Universelle" im August 1920 („Comment Galliéni quitta le ministère") hatte der damalige Kriegsminister Gallieni bereits zu Anfang des Jahres 1916 auf eine andere Regelung des Oberbefehls gedrängt. Während Joffre sich jeder Einwirkung entzog, wollte Gallieni den Einfluß der Regierung verstärken. Inzwischen erfolgte der deutsche Angriff bei Verdun. Gallieni trug daraufhin am 7. März im Ministerrat seine Ansicht vor. Bei Verdun hätten große Versäumnisse stattgefunden. Solche Überraschungen und mangelhaften Vorbereitungen dürften sich nicht etwa bei Calais oder Noyon oder Nancy wiederholen. Bisher habe die Oberste Heeresleitung nicht geduldet, daß irgendwelche Fragen von der Regierung gestellt würden. Jetzt sei kein Bewegungskrieg mehr, sondern Stellungskrieg. Keine große Operation dürfe ohne Ermächti-



gung der Regierung stattfinden. Die Freiheit des Oberbefehlshabers leide nicht unter einer derartigen Einwirkung der Regierung. Wir sehen: der alte Streit zwischen Politik und Kriegführung, dessen Lösung auch uns im Kriege nicht gelang. Gallieni stand anscheinend seit der Marneschlacht in einer gewissen Spannung zu Joffre. Es wurde lebhaft darüber gestritten, wem das Verdienst an dem Entschluß zum Angriff in der Marneschlacht zukomme. Im März 1916 drang Gallieni anscheinend nicht völlig mit seiner Ansicht durch und ging ab. Bald danach starb er.

5.

Das Jahr 1917.

Der Plan des neuen Oberbefehlshabers Nivelle.

Nach dem Verlaufe des Jahres 1916 hatten die Angriffe gegen Joffre aber Erfolg. Er wurde Marschall ohne genau begrenzte militärische Aufgabe und im Dezember 1916 im Oberbefehl durch den General Nivelle ersetzt. Zwei Jahre lang hatte, wie Pierrefeu erzählt, der Sieger in der Marneschlacht eine fast göttliche Verehrung in der ganzen Welt genossen. Engerand (a. a. O.) berichtet dasselbe: noch niemals habe man einen Sterblichen so gefeiert, bei Lebzeiten sei er Gott geworden. Berge von Briefen und Paketen seien täglich für ihn von Unbekannten mit dem Ausdruck ihrer höchsten Bewunderung eingetroffen. Joffre habe sich oft stundenlang eingeschlossen, um die Briefe zu lesen und die Geschenke zu betrachten. Die Adjutanten seufzten unter der Last der zu bewältigenden Dankschreiben, die der General regelmäßig unterzeichnete. Er habe Gefallen daran gefunden, populär zu sein, und sich gerne den Photographen zur Verfügung gestellt. Als er einmal in seinem Zimmer photographiert werden sollte, habe man entdeckt, daß keine Karten an den Wänden waren. Ein General ohne Karten! Schleunigst habe man Karten an die Wände geheftet. Auch Pierrefeu bestätigt, daß er ein Optimist und ständig im Glauben war, der Sieg stände unmittelbar bevor. Im Jahre 1917 begab er sich mit Viviani nach Amerika, um mit seiner militärischen Erfahrung den Amerikanern bei der Aufstellung einer Armee zur Seite zu stehen. Er drang darauf, daß nicht etwa möglichst bald ein Expeditionskorps geschickt, sondern von vornherein die Aufstellung eines großen Heeres in Angriff genommen werde.

Der Wechsel in der Person des französischen Oberbefehlshabers bedingte eine Verzögerung der Offensive im Jahre 1917. Hanotaux,

wie erwähnt, ein unbedingter Anhänger Joffres, weist, nicht mit Unrecht, darauf hin, welchen großen Erfolg der Angriff Mitte Februar hätte haben können. Man hätte die Deutschen, die im März in die Siegfriedstellung zurückgingen, „auf frischer Tat ergriffen". In dem Augenblick, in dem er hoffen konnte, das Ziel zu erreichen, das er seit 1914 erstrebte, sei Joffre abgesetzt worden. Tatsächlich war das Oberkommando der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht in großer Sorge, ob nicht ein frühzeitiger Angriff des Gegners in die äußerst schwierigen und langwierigen Vorbereitungen zum Abmarsch hineinstoßen würde.

Als Nachfolger Joffres wurde Nivelle, der bei Verdun mit Erfolg geführt hatte, Oberbefehlshaber der französischen Armee. Bei Beginn des Krieges war er noch Artillerieoberst gewesen. Alles beugte sich vor einem solchen Glück, ein unbegrenztes Vertrauen empfing ihn, erzählt Pierrefeu. Er war in seiner Kriegführung, wie Mangin hervorhebt, nicht so frei wie Joffre, sondern von den Einflüssen und Umständen, die die Krisis im Oberbefehl hervorgerufen hatten, abhängig. Man erwartete von ihm eine schnellere Beendigung des Krieges, für die er die neue Form zu finden hatte. Er fühlte, sagt Pierrefeu, wie die Augen von ganz Frankreich auf ihn gerichtet waren, dem die Regierung den Auftrag gegeben hatte zu siegen. Das zu erwartende Urteil beunruhigte ihn.

Nivelle steckte das Ziel weiter als Joffre. Der englische Angriff bei Arras sollte nicht mehr eine Nebenoperation bilden, sondern mit dem französischen Angriff zu einer entscheidenden Gesamtoperation zusammenwirken. Nivelle war der Ansicht, daß der Angriff verbreitert, und daß an der Somme und in der Champagne gleichzeitig, nicht nacheinander, angegriffen werden müsse. Der Angriff in der Champagne sollte nach links ausgedehnt werden, so daß er sich von Bailly bis Reims erstreckte. Hier an der Aisne sollten zwei Armeen angreifen, während eine dritte bereitgehalten wurde, um den Erfolg nach dem Durchbruch auszubeuten. Auf diesen Durchbruch rechnete Nivelle mit Sicherheit. Am ersten Tage des Angriffs müsse man soweit als möglich vordringen. Im ersten Anlauf müßten die feindlichen Stellungen und die ganze Zone, innerhalb derer die feindliche Artillerie stehe, genommen werden. Der Durchbruch sollte in nördlicher Richtung über Craonne auf Guise erfolgen. General Micheler, der hier die französische Heeresgruppe befehligte, dachte bereits an „eine Einschnürung der feindlichen Verbindungen zwischen den Ardennen und der Südspitze von Holland".

Die Änderungen des Angriffsplanes durch Nivelle bedingten einen späteren Beginn des Angriffs. Er wurde auf Mitte März verschoben. Haig dehnte am 26. Februar 1917 auf Wunsch Nivelles mit Rücksicht



auf den Operationsplan seine Front nach rechts bis in Höhe von Roye aus. Die Vorbereitungen zum Angriff waren auf der ganzen Front im Gange, als plötzlich Nachrichten auftauchten, die Deutschen bereiteten an der Somme und Oise einen Rückzug vor. Sie verbrännten ihre Depots, zerstörten die Eisenbahnen und Bahnhöfe und schöben die Einwohner ab. Jeder Tag brachte neue Anzeichen. Die Explosionen und Brände hinter der deutschen Front vermehrten sich jede Nacht. Deutsche Gefangene erzählten Wunderdinge von einer neuen rückwärtigen Stellung, die alles Bisherige überträfe. (Lytton, „Le grand quartier général britannique".) Im Großen Hauptquartier entstand große Aufregung, wie Pierrefeu anschaulich schildert. Wohin ging der Feind? Bis zur Maas? Die Operationsabteilung aber glaubte nicht daran. Der Gegner, der sich bisher so hartnäckig gezeigt hatte, würde das Faustpfand des eroberten Geländes nicht ohne Kampf aufgeben. Ein solcher Rückzug bedeute einen Verzicht auf den weiteren Kampf. Zu einem solchen Verzicht sei der Gegner keineswegs gezwungen.

Am 4. März meldete General Franchet d'Espérey, der die nördliche Heeresgruppe an der Oise und Somme befehligte, daß der Feind zweifellos ihm gegenüber einen Rückzug in eine etwa 20 km rückwärts gelegene Stellung plane. Es sei zu befürchten, daß man bei Ausführung des Operationsplanes einen Luftstoß mache. Der General schlug einen plötzlichen überraschenden Angriff vor. Nivelle antwortete am 7. März, es sei sehr unwahrscheinlich, daß der Feind ohne hartnäckigen Kampf sein wichtigstes Faustpfand, die Paris am nächsten liegende Linie Roye—Noyon—Soissons, aufgebe. Immerhin sollte durch häufige Unternehmungen die Anwesenheit des Feindes festgestellt und im Falle eines Rückzuges sofort verfolgt werden. Für den 17. März hatte Franchet d'Espérey einen Angriff geplant, aber der deutsche Abmarsch hatte bereits am 16. begonnen. Immerhin war es den Franzosen infolge der getroffenen Vorbereitungen möglich, nunmehr sofort lebhaft zu folgen. Soweit die Schilderung der Ereignisse bei Mangin.

Der Abmarsch in die Siegfriedstellung.

Um die Jahreswende 1916/17 ging die Auffassung bei der deutschen Obersten Heeresleitung dahin, daß wir im Jahre 1917 mit außerordentlichen Anstrengungen der Entente rechnen müßten, um uns niederzuwerfen und in neuen „Sommeschlachten" ihre immer mehr steigende Überlegenheit an Zahl und Material zur Geltung zu bringen. Es galt für uns, sich in Abwehrschlachten zu behaupten, bis die vom Chef des Admiralstabes in sichere Aussicht gestellte kriegsentscheidende Wirkung des am 1. Februar

beginnenden uneingeschränkten U-Bootkrieges eintrat. In dieser Lage war Zeitgewinn von höchster Bedeutung.

Die Oberste Heeresleitung entschloß sich daher zum Rückzug in die Siegfriedstellung, die den Bogen zwischen Arras und Soissons abschrägte. Sie hoffte dadurch die feindlichen Absichten zu durchkreuzen, wenn der Feind, wie es wahrscheinlich war, den Angriff an der Somme fortsetzte. Die Verkürzung der Front erlaubte, Reserven herauszuziehen. In der seit langer Zeit sorgfältig hergerichteten Siegfriedstellung konnte sich die Truppe in Ruhe bereitstellen, statt daß sie durch den aussichtslosen Versuch, die nach Abschluß der Sommeschlacht erreichten Linien in dem zerwühlten Gelände und in der schlechten Jahreszeit zur Verteidigung einzurichten, verbraucht wurde. Der Beginn der Vorarbeiten (taktische Maßnahmen, Anordnungen zur Räumung, Zerstörung, Überschwemmung, Verschiebung der Einwohner) fand Anfang Oktober 1916 statt. Nachdem am 4. Februar 1917 der Entschluß zum Rückzug gefaßt worden war, wurden die vorbereiteten Maßnahmen innerhalb fünf Wochen vom 9. Februar bis zum 15. März durchgeführt. Am 16. März begann die Loslösung vom Feind auf der Front von Arras bis Soissons, nach wenigen Tagen standen wir in der Siegfriedstellung.

De Civrieux ist, entsprechend seinem früher erörterten Standpunkt (S. 21), mit dem Entschluß der deutschen Heeresleitung, im Jahre 1917 zu Lande defensiv zu bleiben, nicht einverstanden: „Obwohl die Vereinigten Staaten Deutschland den Handschuh hingeworfen, der französische Zivilkriegsminister eine dauernde strategische Untätigkeit angeordnet hatte (S. 51), machte Hindenburg denselben Fehler wie Falkenhayn. Er verstand es nicht, die letzte sich bietende Gelegenheit zu benutzen, um die Alliierten auf dem Kriegsschauplatz zu schlagen, auf dem das Geschick der Welt entschieden wurde. Er zersplitterte seine Divisionen an den baltischen Küsten und Inseln, auf den Steppen der Ukraine; er veranlaßte Österreich zu einem ziellosen Unternehmen gegen die Ebene Venetiens — und sah unterdessen, wie sein Vorgänger die britischen Armeen erstarken ließ, Gewehr bei Fuß der Entstehung und dem wunderbaren Anwachsen des amerikanischen Heeres zu." Daß wir 1917 den Rücken gegen Rußland trotz der dort am 18. März ausgebrochenen Revolution keineswegs frei hatten und daß die österreichisch-ungarische Front weder im Osten noch in Italien hinreichend fest stand, um uns die Möglichkeit zu geben, im Westen den großen Wurf zu wagen, übersieht der französische Kritiker.

Unser Abmarsch in die Siegfriedstellung warf die Vorbereitungen für den feindlichen Angriff von der Gegend von Arras bis Soissons, also für den nördlichen Teil des geplanten französischen Angriffs von der Oise

bis zur Somme und für die südliche Angriffsfront der Engländer in Richtung Bapaume um. Es blieb nur der französische Angriff an der Aisne und in der Champagne, der englische Angriff bei Arras und Vimy ausführbar. Der große Plan eines breiten Angriffs war hinfällig, die beiden Verbündeten konnten nicht Arm an Arm angreifen, sie konnten in dem zerstörten Gebiet vor der neuen Siegfriedstellung überhaupt nicht angreifen. Feldmarschall Haig behauptet zwar in seinen Kriegsberichten, daß der deutsche Rückzug seine Pläne wenig gestört habe, kann aber nicht bestreiten, daß der von ihm geplante Angriff von zwei Seiten, von Arras und von der Ancre her, gegen den deutschen Bogen bei Bapaume nicht mehr ausführbar war. Nur bei Arras und nördlich konnten die bisherigen Angriffsvorbereitungen noch benutzt werden.

Die Zweckmäßigkeit des Rückzugs in die Siegfriedstellung wird von der französischen und englischen Kritik fast durchweg anerkannt. „Dieser Rückzug muß als eine der klügsten Maßnahmen bezeichnet werden, die man auf seiten der Deutschen anführen kann" (Lytton). De Civrieux wirft die Frage auf, ob es ein genialer Entschluß war oder nur die Wirkung und das schließliche Eingeständnis der Niederlage in der Sommeschlacht. Letzteres sei nicht zutreffend, da der Rückzug erst $3^1/_2$ Monate nach der Sommeschlacht stattgefunden habe. Aber es sei anderseits keine geniale Operation gewesen, sondern nur eine einfache und zweckmäßige Maßnahme zur Durchführung der strategischen Verteidigung, zu der man sich einmal für das Jahr 1917 entschlossen hatte. Der Engländer Maurice erkennt an, daß der Plan Ludendorffs zweifellos Erfolg hatte. Er habe gewußt, daß die Zeit und Arbeit, die für die Alliierten nötig waren, um die Verbindungen herzustellen, die Brücken wieder aufzubauen, Wasser und Obdach für die Truppen zu schaffen, die Pläne des Gegners stören würde. Durch die Verkürzung der Front erhielt er die Reserven, um dem französischen Angriff an der Aisne zu begegnen. Buat sagt: „Auf dieser Seite war somit Ludendorff auf einige Monate von Sorgen befreit. Da er sicher war, einen Angriff gegen die neue Front nicht befürchten zu müssen, konnte er sie mit den geringsten Kräften behaupten und die ersparten Truppen dazu verwenden, die erwarteten Angriffe an anderer Stelle abzuschlagen." Pierrefeu schildert die Bestürzung, die auf die erste Nachricht vom deutschen Rückzug im Großen Hauptquartier eintrat. Die mit so großer Mühe getroffenen Vorbereitungen für den Angriff seien vergebens gewesen. Auch Mangin erkennt die Vorteile an, die den Deutschen aus ihrem Abmarsch erwachsen seien, und findet es ärgerlich, daß sie ihn nach Belieben hätten ausführen können, ohne gestört zu werden. Wie wenn Franchet d'Espérey Anfang März sofort angegriffen hätte! Mangin knüpft

aber hieran die Bemerkung, der Rückzug habe doch noch eine andere, unerwartete Wirkung gehabt. Wenn wir im Jahre 1918 unsere große Offensive aus der Linie, die wir vor dem Abmarsch in die Siegfriedstellung innehatten, also aus der Linie Arras—Chaulnes—Noyon, hätten ansetzen können und denselben Erfolg wie im März 1918 gehabt, also etwa 40 km vorwärtsgedrungen wären, so wären wir über Amiens und Compiègne hinausgekommen. Die englische Armee wäre von der französischen getrennt und auf die Küste geworfen worden, wir hätten vor den Forts von Paris gestanden. Das ist richtig, aber unter der Voraussetzung, daß wir uns in der bisherigen Stellung im Jahre 1917 bis zum Frühjahr 1918 behaupteten und alle Angriffe abschlugen, ohne eine solche Einbuße zu erleiden, die unsere Offensive 1918 unmöglich gemacht hätte. Das war nicht anzunehmen.

Das Eingeständnis Mangins, daß unser Rückzug ungestört vollzogen worden sei, muß besonders betont werden gegenüber den Siegesnachrichten, die unsere Gegner damals der Welt verkündeten. Tatsächlich sind die Franzosen und Engländer vollständig überrascht worden. „Man muß anerkennen, daß der Augenblick gut gewählt war. Die Deutschen führten den Rückzug in einer bemerkenswerten Ordnung aus, sie verloren weder einen Mann noch ein Gewehr mehr, als nötig war“ (Lytton).

Neue Entschlüsse der Alliierten.

Die Entente war vor neue Entschlüsse gestellt. Wie schwierig sie waren, geht aus den weiteren, inzwischen bekannt gewordenen Vorgängen hervor, bevor die Offensive in abgeschwächter Form zustande kam. Die russische Revolution machte jede Aussicht auf die Mitwirkung der Russen an dem geplanten allgemeinen Frühjahrsangriff zunichte. Auch waren die Italiener zu der für den französisch-englischen Angriff vorgesehenen Zeit noch nicht bereit. Die Lage hatte sich somit stark verschoben. Bei einer Besprechung in Calais wurde der Beginn des Angriffs auf Anfang April festgesetzt. Die englische Regierung erkannte die Notwendigkeit eines einheitlichen Oberbefehls für die Offensive an. General Douglas Haig wurde für die Dauer der bevorstehenden Operationen dem General Nivelle unterstellt. Seine Aufgabe war, wie er angibt, starke feindliche Kräfte auf sich zu ziehen, bevor die französische Offensive begann.

Aber eine neue Schwierigkeit erhob sich. Am 20. März war an die Stelle des Kabinetts Briand das Ministerium Ribot getreten. Der neue Kriegsminister Painlevé war mit der geplanten Kampfführung Nivelles nicht einverstanden und sprach sich gegen die Offensive aus. In letzter Stunde, am 3. April, fünf Tage vor dem am 8. beabsichtigten Beginn der Offensive, wurde



in einer Besprechung überlegt, ob angesichts der neuen Lage, die durch den bevorstehenden Eintritt Amerikas in den Krieg und durch die im März erfolgte russische Revolution geschaffen war, die Offensive noch angebracht sei. Die Engländer aber waren durchaus für den Angriff, und Nivelle sprach seine unerschütterliche Überzeugung dahin aus, daß der rasche Durchbruch gelingen würde. Die Verluste würden unbedeutend sein, in ein bis zwei Tagen sei alles entschieden. In drei Tagen könne man 30 km weit von der Aisne bis zur Serre gelangen. Man entschied sich, Nivelle freie Hand zu geben. Er sollte angreifen, sobald er bereit sei. Nivelle begab sich zur Front, in der Hoffnung, daß dies die letzte Verhandlung vor dem Angriff gewesen sei.

Da erschien plötzlich Messimy, früher Kriegsminister, jetzt Brigadekommandeur, beim Ministerpräsidenten Ribot, um angeblich die Meinung der angesehensten Führer der Armee und auch die Michelers, des Führers der Heeresgruppe, der den Angriff zu leiten hatte, zum Ausdruck zu bringen. Die Offensive werde zu großen Verlusten führen und nur einen beschränkten Erfolg haben. Man müsse die gute Jahreszeit abwarten. Er schlug vor, zuvor die Armeeführer und den General Micheler zu hören. Nach Angabe Painlevés waren es die Präsidenten der Kammer und des Senats, die am 3. April von einem Besuch der Front zurückkamen und dort einen derartig pessimistischen Eindruck gewonnen hatten, daß sie es für nötig hielten, dem Präsidenten der Republik und dem Ministerpräsidenten davon Mitteilung zu machen. (Revue de Paris, 15. 12. 21.) Am 6. April wurde daraufhin in Compiègne ein neuer, außerordentlicher Kriegsrat berufen, an dem der Präsident der Republik, die in Betracht kommenden Minister, Nivelle und die Führer der Heeresgruppen, die Generale Micheler, Franchet d'Espérey und de Castelnau sowie General Pétain, teilnahmen. Nivelle wie alle Generale waren für sofortigen Angriff, sobald man die Vorbereitungen beendet habe und das Wetter günstig sei, die Generale allerdings mit dem Vorbehalt, daß sie bezweifelten, ob der sofortige Durchbruch gelingen würde. Nach Roch („Mr. Lloyd George and the war") war Pétain nur für eine Offensive mit beschränktem Ziel, weil die Kräfte wohl zum Durchbrechen der feindlichen Stellung, nicht aber für eine weitere große Operation reichen würden. Der Kriegsminister Painlevé soll sich mit Rücksicht auf die russische Revolution und den Eintritt Amerikas in den Krieg überhaupt gegen eine ausgedehnte Operation ausgesprochen haben. Nivelle wollte daraufhin den Oberbefehl niederlegen, ließ sich aber bewegen zu bleiben. Mit Recht betont Mangin, daß die Beratung ungünstig gewirkt und das gegenseitige Vertrauen zwischen dem Oberbefehlshaber und seinen Generalen zerstört habe. Nivelle wurde nur unruhig gemacht.

Mangin meint, er hätte nicht zu einer Besprechung gehen dürfen, in der er vor seinen Unterführern zur Rede gestellt wurde.

Es waltete somit kein günstiger Stern über der feindlichen Offensive, als sie nunmehr in wesentlich abgeschwächter Form begann.

Der englische Angriff bei Arras.

Zwar hatte der englische Angriff, der am 9. April bei Arras begann, zunächst einen überraschenden Erfolg. Unsere 6. Armee hatte die Reserven nicht nahe genug herangezogen. Wir verloren die Vimyhöhen. Hier hatten die Kanadier angegriffen, die, wie immer, an der wichtigsten Stelle eingesetzt worden waren. Die Tanks, die bereits in der Sommeschlacht 1916 aufgetreten waren, leisteten bei Arras wesentliche Dienste. Schneestürme erschwerten aber bald nach dem 9. April die Bewegungen der Truppen und vor allem das Vorbringen der Artillerie „zu einer Zeit, als die Deutschen noch nicht die Zeit gehabt hatten, ihre Reserven heranzubringen" (Haig). Im Laufe des April erstarkte der deutsche Widerstand. Heftige Gegenangriffe bewiesen, daß der englische Angriff nur unter außerordentlichen Verlusten oder durch ein völlig methodisches Verfahren fortgesetzt werden konnte. Es wäre jetzt an der Zeit gewesen, Truppen und Kampfmittel für die beabsichtigte Offensive in Flandern umzugruppieren, wenn nicht gerade jetzt der Angriff hätte fortgesetzt werden müssen, um den beginnenden französischen Angriff zu unterstützen. Allmählich lief sich die Arrasoffensive völlig fest. Sie hatte im April und Mai den Engländern einen Verlust von rund 196 000 Mann gebracht, „jedoch war ein schmaler Streifen Gelände gewonnen" (Wright).

Der französische Angriff an der Aisne und in der Champagne.

Am 16. April begannen die französischen Angriffe an der Aisne und in der Champagne. Sie führten zu einigen örtlichen Erfolgen, brachen aber im Laufe des Mai im ganzen unter schwersten Verlusten zusammen. Der Durchbruch war gescheitert, die sicheren Hoffnungen Nivelles hatten sich nicht erfüllt. Mit fieberhafter Spannung hatte man in ganz Frankreich den Tag des großen Angriffs erwartet. Die lange Dauer des Krieges wurde unerträglich, es mußte ein Ende gemacht werden. Jeder hätte zehn Jahre seines Lebens gegeben, um am Tage des Sieges dabei zu sein. Mit jedem Tage, den man dem Angriff näher kam, wuchs die Nervosität. Man versprach sich Wunder und wollte um jeden Preis ein Ende des Druckes. So schildert Pierrefeu die Stimmung. Um so größer wurde der Rückschlag, als man sehr bald einsah, daß der Angriff gescheitert war. Ein starker Pessimismus sprach sich in der Presse aus

und ergriff das Land. Die großen Verluste machten einen gewaltigen Eindruck. Viele Parlamentarier hatten nach Angabe Mangins und Lyttons von einer Beobachtungsstelle der Schlacht zugesehen und waren entsetzt über die hohen Verluste. Ihre Nachrichten versetzten die Kammer und das Volk in Aufregung. Es hieß, die Artillerievorbereitung sei unzureichend gewesen, der Sanitätsdienst habe versagt.

Die kritische Lage der Entente.

Es ist von hohem Interesse für uns, auf Grund dieser Schilderungen festzustellen, daß der Siegeswille Frankreichs zu erlahmen begann. England aber blieb fest. Haig verwarf den Gedanken, die Offensive aufzugeben und auf die Mitwirkung der Russen und Amerikaner zu warten. Das dauere bis zum nächsten Jahre. Inzwischen gebe man dem Gegner Zeit, sich zu erholen, er habe freie Hand, in Italien oder Rußland anzugreifen. Gegen einen starken und entschlossenen Feind könne man nur im Laufe der Zeit und unter schweren Kämpfen die Oberhand erlangen. Der Angriff müsse fortgesetzt werden, weniger um einen Durchbruch zu erzwingen, als um den Feind durch fortgesetzten Kampf zu zermürben.

Am 4. Mai fand eine Besprechung in Paris statt, zu der Lloyd George plötzlich aus London herübergekommen war. Wir sind darüber durch Roch genauer unterrichtet. General Robertson, Chef des Generalstabes des britischen Reiches, hatte vorher mit dem französischen Chef des Generalstabes der Armee, Pétain, dem französischen Oberbefehlshaber Nivelle und dem General Haig eine militärische Besprechung, deren Ergebnis er schriftlich niederlegte. Es heißt darin: „Wir kamen zu der einstimmigen Überzeugung, daß es von wesentlicher Bedeutung sei, die Offensivoperationen an der Westfront durchzuführen. Ein großer Teil der Reserven der deutschen Armee ist durch die französisch-englischen Angriffe bereits erschöpft. Wenn wir dem Feind Zeit geben, sich zu erholen, werden die günstigen Folgen verloren gehen. Der Feind wird freie Hand haben, Rußland oder Italien anzugreifen.“ Es wurde jedoch festgestellt, daß die Lage sich geändert habe, seitdem der ursprüngliche Plan für die Frühjahrsoffensive gefaßt worden sei. „Dieser Plan ist nicht mehr brauchbar. Es kann nicht mehr die Rede davon sein, daß wir die Front des Feindes zu durchbrechen und entlegene Ziele zu erreichen suchen. Es kommt jetzt darauf an, die Widerstandskraft des Feindes aufzubrauchen und zu erschöpfen . . . . . Wir sind einstimmig der Meinung, daß unser Ziel nur erreicht werden kann, wenn wir mit beschränkten Zielen, aber unaufhörlich angreifen.“

In der Konferenz am 4. Mai trat Lloyd George dieser Ansicht bei, betonte aber nachdrücklich, daß über den Begriff der Angriffe mit beschränktem Ziel kein Zweifel herrschen dürfe. Man könne darunter einen Angriff mit zwei bis drei Divisionen, aber auch einen großen Angriff, wie den britischen bei Arras, verstehen. Es könne sich jetzt aber nur um eine große Anstrengung handeln, die auf den Feind einen möglichst starken Eindruck mache. Auf Amerika könne man noch lange nicht rechnen, es sei „bis auf weiteres eine unbekannte Größe". Er kam zu dem Schluß: „Nachdem das britische Kriegskabinett die Sachlage mit eingehender Sorgfalt geprüft hat, ersucht es seine französischen Kollegen, in diesem Jahr die Offensive mit der ganzen Macht der beiden Heere fortzusetzen . . . Feldmarschall Sir Douglas Haig bereitet sich mit der Zustimmung der Regierung darauf vor, seine gesamten Kräfte einzusetzen, um den Feind, wenn nicht zu durchbrechen, so doch jedenfalls in nicht wieder gutzumachender Weise zu schlagen. Es wird aber für ihn zwecklos sein, so zu handeln, wenn nicht die französischen Armeen gleichzeitig mit entsprechender Energie auftreten. Wir möchten deshalb die Erklärung haben, daß, wenn der Angriff wieder aufgenommen wird, er auch von beiden Heeren mit allen Hilfsquellen und ganzer Tatkraft durchgeführt werden wird."

Die französische Regierung gab zunächst nach und versprach die Fortsetzung der Offensive. Aber sie war nicht imstande, ihr Versprechen zu halten. Zwar wurden die Angriffe wieder aufgenommen, brachen aber gegen Ende Mai endgültig zusammen. Inzwischen war ein Wechsel im französischen Oberbefehl eingetreten.

Das Ansehen Nivelles war untergraben. Der Chef des Generalstabes der Armee erhielt das Recht, alle militärischen Pläne zu prüfen. Nivelle konnte nicht den kleinsten Angriff befehlen, ohne den Entwurf vorgelegt zu haben. Am 10. Mai ersuchte ihn der Ministerpräsident, seine Enthebung unter irgendeinem Vorwand nachzusuchen. Nivelle weigerte sich zunächst, weil ein Wechsel im Oberbefehl vom Feinde als Eingeständnis der Niederlage ausgelegt werde. Auch Pierrefeu berichtet, daß Nivelle sich an seine Stellung angeklammert und versucht habe, die Verantwortung für den mißglückten Angriff auf die Generale Mangin und Micheler zu verschieben. Micheler soll ihm dabei aber sehr deutlich geworden sein und ihm in einer sehr erregten Szene in seinem Zimmer, nachdem er vorher die Fenster geöffnet hatte, damit die ganze Umgebung es hören konnte, Infamie und Feigheit vorgeworfen haben. Daraufhin ersetzte die Regierung am 15. Mai den General Nivelle durch den bisherigen Chef des Generalstabes der Armee, Pétain. An dessen Stelle trat Foch.

Die Stimmung in der Armee wurde bedenklich. Dunkle Gerüchte liefen um. Man suchte nach Schuldigen. Der Wechsel im Oberbefehl schien die schlimmsten Gerüchte zu bestätigen. Eine defaitistische Organisation unterwühlte die Armee, sie bearbeitete die Urlauber, veranstaltete geheime Versammlungen, verteilte Flugblätter und suchte durch Agenten in Eisenbahnzügen und auf den Bahnhöfen auf die Mannschaften einzuwirken. Die Disziplin begann sich zu lockern. Einige Truppenteile weigerten sich, in den Schützengraben zu gehen, andere wollten nach Paris, um die soziale Revolution durchzuführen, und hielten die Züge und Kraftwagenkolonnen an. Die Meuterer achteten zwar im allgemeinen ihre Offiziere, aber sie versagten ihnen den Gehorsam. Sie wählten Vertreter und gründeten Soldatenräte nach russischem Muster. Lange genug habe der Krieg gedauert, er müsse sofort beendet werden, so hieß es. Unfähige Generale hätten ihre Leute zur Schlachtbank geführt. Warum sich schlagen, während hinten die Arbeiter 15 bis 20 Franken den Tag verdienten! Die ersten Meutereien entstanden nach dem 20. Mai bei den Armeekorps, die mehrere Monate in Ruhe waren. Dann wurden die Frontsoldaten durch ihre Ersatztruppenteile angesteckt. Je länger die Mannschaften in Ruhe waren, um so mehr waren sie verdorben. Von hinten verbreitete sich die Meuterei nach vorn.

Soweit die Darstellung Mangins. Ähnlich schildert Pierrefeu die Vorgänge. Die ersten schlimmen Nachrichten hierüber seien Anfang Juni gekommen. Ein Regiment, das in die vorderste Linie einrücken sollte, sandte Vertreter zum Regimentskommandeur, um ihn zu benachrichtigen, daß die Mannschaften sich weigerten zu gehorchen. An anderer Stelle verschanzten sich die Meuterer in ihrem Unterkunftsort, bildeten Soldatenräte und gaben durch Abgesandte den Offizieren ihre Bedingungen bekannt: Erhöhung der Löhnung, regelmäßiger Urlaub, Zusicherung, daß nicht eher gestürmt werde, bevor die feindlichen Gräben und Drahthindernisse zerstört seien. Ein General wurde mißhandelt. Vielfach ertönte der Ruf: „Nieder mit dem Krieg! Nieder mit den unfähigen Führern!" Rote Fahnen tauchten auf. Pierrefeu bestätigt, daß man den Offizieren zwar nicht mehr gehorchte, aber, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Achtung nicht versagte. So tief wie bei uns im November 1918 sanken die Meuterer somit doch nicht. In 16 Armeekorps traten diese Erscheinungen gleichzeitig oder kurz hintereinander auf. Painlevé, damals Kriegsminister, hat 1922 geäußert: „Es gab einen Tag, wo zwischen Soissons und Paris nur zwei Divisionen waren, auf die man sich völlig verlassen konnte." („Petit Parisien" 22. 1. 22.) Die Heeresleitung gab die Schuld der politischen Agitation, dem Allgemeinen Arbeiterverband,

den Syndikalisten. Sie warf der Regierung vor, daß sie trotz mehrfacher Warnung die Agitation nicht verhindert habe.

Diese Darstellungen sind ausführlich wiedergegeben worden, weil sie für uns von besonderer Bedeutung sind. Wer denkt nicht an dieselben Erscheinungen bei uns im Jahre 1918, insbesondere in den dunklen Novembertagen! Die Vorgänge wiederholen sich fast genau in derselben Form. Nur daß es der französischen Regierung und Heeresleitung gelang, der Bewegung Herr zu werden. Mit den schärfsten Maßnahmen wurde die Ordnung im Heer Ende Juni wieder hergestellt.

Es kann nicht wundernehmen und entspricht der französischen Gepflogenheit, wenn man die Schuld an diesen Vorgängen zum Teil auf Agenten schiebt, die im deutschen Solde gestanden hätten.

Aus allen Darstellungen unserer Gegner geht unzweifelhaft hervor, daß im Mai 1917 eine schwere Krisis in der Lage der Entente entstanden war. Zu den großen, mit dem gescheiterten Angriff verbundenen Verlusten trat das Versagen Rußlands und die Besorgnis, die die Erfolge des U-Bootkrieges erregten. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob wir diese Krisis hätten ausnutzen können, sei es zu einem Gegenangriff gegen das französische Heer, das dem nicht mehr gewachsen war, sei es zu einem Angriff gegen Rußland oder Italien. Letzteres hat die Entente erwartet. Erstere Möglichkeit wird von französischer Seite betont. Der französische General X. Y. (a. a. O.) sagt: „Das Scheitern der Operation hatte bei uns eine sehr schwere moralische Krisis hervorgerufen, unsere Armee war erschüttert. Ein schwacher Vorstoß des Feindes hätte genügt, um Verwirrung zu verbreiten."

Solche Vorschläge sind nachträglich leicht zu machen. Damals war uns der Zustand des französischen Heeres nicht bekannt geworden; er blieb, wie Roch sich ausdrückt, „eines der wenigen wohlbehüteten Geheimnisse des Krieges". Nur spärlich und allmählich drangen Nachrichten von Meutereien im französischen Heere zu uns herüber. Auch uns hatten die Schlachten bei Arras, an der Aisne und in der Champagne schwere Verluste und einen starken Verbrauch der Reserven gebracht. Die deutsche Heeresleitung blickte mit Sorge nach dem Osten, wo ein russischer Angriff drohte. Tatsächlich begann im Juni die Kerenskioffensive bei Smorgon und in Galizien. Am 7. Juni setzte bei Wytschaete bereits der englische Angriff in Flandern ein. Wie im Jahre 1916, so wurde auch 1917 unsere Lage entscheidend dadurch beeinflußt, daß wir den Rücken gegen Rußland nicht frei hatten. Wäre dies der Fall gewesen, so wäre uns der Sieg im Westen 1917 wohl sicher gewesen.

Englands Haltung in dieser Krisis ist bemerkenswert: Die starke Persönlichkeit Lloyd Georges, der im Dezember 1916 an Stelle von Asquith an die Spitze der Regierung getreten war, machte sich geltend und blieb bis zum Schluß des Krieges von maßgebendem Einfluß. Er dachte nicht an Verständigung zu einer Zeit, als wir uns in Deutschland mit Friedensresolutionen befaßten. Im November 1917 trat in Frankreich ein Mann mit noch größerer Willenskraft, Clemenceau, an seine Seite. Einstweilen freilich erklärte der französische Kriegsminister Painlevé am 7. Juli in der Kammer, daß man auf längere Zeit hinaus auf größere Operationen verzichten müsse, eine unvorsichtige Erklärung, die einstimmig von der französischen Kritik verurteilt wird. Aus dieser Rede, die „eine traurige Berühmtheit" erlangte, ging hervor, daß die französische Armee jeden Versuch zu einem Durchbruch aufgab. Der deutsche Generalstab benutzte diese Kenntnis und warf seine Divisionen nach dem Osten gegen Kerenski (de Civrieux).

Die Flandernschlacht.

Die Fortsetzung des Kampfes fiel zunächst den Engländern allein zu. Bei Arras war es allmählich still geworden. Den Engländern war es nicht gelungen, weitere Erfolge zu erreichen. Deutlich war bei uns zu erkennen, daß sich die Engländer zu einem Angriff in Flandern gegen unsere U-Bootsbasis umgruppierten, obwohl Haig dies bei Arras durch erhöhte Tätigkeit zu verschleiern suchte. Er behauptet sogar, uns durch Aufziehen langer Reihen von Scheiben und durch Scheintanks getäuscht zu haben, die das deutsche Feuer auf sich zogen. Wir hätten dann nachher über große abgeschlagene Angriffe berichtet.

Am 7. Juni erfolgte der Auftakt durch den Angriff auf den Wytschaetebogen, dessen Besitz für die Engländer als Grundlage für den weiteren großen Angriff erforderlich war. Leider hatten wir uns nicht entschließen können, die für eine Verteidigung äußerst ungünstige, vorspringende Stellung, die zudem unterminiert war, rechtzeitig zu räumen. Seit Juli 1915 hatte, wie Haig berichtet, schon der Minenkrieg gegen die deutschen Stellungen bei Wytschaete begonnen, aber erst seit Januar 1916 wurde ein großer Minenangriff vorbereitet. Planmäßig wurde ein großes Minensystem mit einer vorgeschobenen Minengalerie von 8 km Ausdehnung ausgebaut. Infolge der schwierigen Wasserverhältnisse schritten die Arbeiten nur langsam fort. 500000 kg Sprengstoff wurden angebracht, an zehn Stellen wurde am 7. Juni 3[10] morgens gleichzeitig gesprengt. Zugleich begann das Artilleriefeuer, worauf die Infanterie zum

Sturm antrat. „Die gleichzeitige Zündung einer solchen Masse von Sprengstoff ist ohne Vergleich im Minenkrieg.“ (Haig.)

Nach sorgfältigsten, langen, von uns genau verfolgten Vorbereitungen des Gegners begann sodann die große Flandernschlacht am 31. Juli, die bis in den Spätherbst anhielt. An der Seite der Engländer stand die 1. französische Armee. Wenn auch vielfach behauptet wird, der Angriff habe nur den Besitz des beherrschenden Höhengeländes östlich Ypern erstrebt, so kann doch kein Zweifel darüber sein, daß Haig durchbrechen wollte, um uns von der flandrischen Küste, der Basis unseres U-Bootkrieges, zu vertreiben. Nachdem das Nivellesche Angriffsverfahren versagt hatte, glaubte man durch fortgesetzte Angriffe mit beschränktem Ziel, durch eine Reihe von Einzelschlägen zum Durchbruch gelangen zu können. Nach jedem Schlag mußte die Artillerie von neuem vorgebracht werden. Nach diesem Grundsatz wurde von den Engländern die Flandernschlacht geschlagen. (Maurice.)

Dreieinhalb Monate wurde so gekämpft, ohne daß das Ziel erreicht wurde. Die Witterung war äußerst ungünstig für den Angreifer, ständiger Regen verwandelte den von Granaten zerwühlten Boden in einen weiten Sumpf. Das Vorbringen der Artillerie und der Munition wurde so zeitraubend, daß, wie Haig bemerkt, die Deutschen nach jedem Schlage Zeit gewannen, Reserven heranzuholen und die Verteidigung neu zu ordnen. Haig gibt auch zu, daß die neue „elastische Verteidigung“ der Deutschen, bei der die vordersten ganz dünnen Linien den Angreifer lediglich in Unordnung bringen sollten, während die zurückgehaltenen Hauptkräfte demnächst zum Gegenangriff vorgingen, „unstreitig einen gewissen Erfolg hatten“. Dementsprechend habe er das Angriffsziel noch kürzer bemessen und die genauesten artilleristischen Vorbereitungen zur Bekämpfung des Gegenangriffs treffen müssen. Trotz aller Schwierigkeiten und trotzdem Haig offenbar frühzeitig die Unmöglichkeit eines Durchbruchs einsah, mußte er den Angriff unter den schwersten Opfern immer wieder fortsetzen. Die Gründe hierfür wurden im englischen Parlament am 6. August 1919 von Davidson eingehend auseinandergesetzt, sie sind für die Kenntnis der damaligen englischen Anschauung von der Gesamtlage wichtig (Haig a. a. O.). Davidson erklärte, daß nach dem gänzlichen Scheitern der russischen Offensive im Juli die russische Armee nicht mehr als Kampftruppe in Betracht gekommen sei. Die französische Armee sei durch die inneren Unruhen stark geschwächt gewesen, die italienische Front sei im Oktober zusammengebrochen. Amerika habe noch keine Hilfe bringen können. Die einzige Armee, die zu einem Angriff befähigt gewesen sei, sei die britische gewesen. Hätte sie die Offensive abgebrochen, würde der

Feind die Initiative ergriffen und den schwächsten Punkt der Alliierten angegriffen haben. Er habe hierzu nach dem russischen Zusammenbruch starke Kräfte aus dem Osten heranziehen können. Die britische Armee habe aus diesen Gründen so lange angreifen müssen, bis der Winter die Gefahr einer deutschen Gegenoffensive beseitigt habe. Schließlich gibt Davidson auch zu, daß die britische Admiralität durch die Erfolge des U-Bootkrieges stark beunruhigt war. Solange Ostende und Zeebrügge in deutschen Händen waren, seien die englischen Verbindungen im Kanal gefährdet gewesen. Haig begründet in seinem Kriegsbericht die Fortsetzung der Angriffe ähnlich. Auch Lytton (a. a. O.) meint: „Haig mußte seine Offensive weiterführen, weil sonst der Gegner sich gegen die Franzosen gewendet hätte, und das hätte ein Unglück werden können." Es ist zweifellos, daß britische Zähigkeit den Franzosen über den schwierigen Abschnitt des Krieges hinweggeholfen hat.

Reginald Kann (a. a. O.) erkennt die geschickte Führung der deutschen Verteidigung und den zähen Willen des Oberbefehlshabers der 4. Armee, Generals Sixt v. Armin, besonders an.

Pétains Angriffe mit beschränktem Ziel bei Verdun und Laffaux.

Die Tätigkeit der Franzosen beschränkte sich seit der gescheiterten großen Offensive an der Aisne und in der Champagne auf die Beteiligung einer Armee an der Flandernschlacht und je einen Teilangriff am 20. August bei Verdun und am 22. Oktober an der Laffauxecke.

Pétains taktische und strategische Ansichten standen in starkem Gegensatz zu denen Nivelles. Schon gleich nach Übernahme des Oberbefehls legte er Wert darauf zu betonen, daß man sich auf einen langen Kampf einrichten müsse. Die Presse sollte die öffentliche Meinung darüber aufklären, daß man angesichts der Stärke des Gegners keine Wunder von ihm erwarten dürfe. Wie erwähnt, hatte er sich bereits 1915 auf Grund der bisherigen Erfahrungen dahin ausgesprochen, daß ein Durchbruch nur möglich sei, wenn die feindlichen Reserven vorher durch wiederholte Angriffe an verschiedenen Stellen abgelenkt und abgenützt worden seien. In taktischer Beziehung sei es nötig, das ununterbrochene Vorgehen der Infanterie durch Begleitwaffen sicherzustellen. Größere Wirkung und Beweglichkeit der Artillerie und die weitere Entwicklung der Tankwaffe müßten erstrebt werden, um den Angriff der Infanterie im Fluß halten zu können. Pétain neigte an sich zur Vorsicht, er war überhaupt ein Gegner der Offensive à outrance und handelte in der zweiten Hälfte des Jahres 1917 als ein Fabius Cunctator. Buat („Hindenburg") meint, dies sei durchaus nicht hauptsächlich wegen der schweren, bei der ge-

scheiterten Frühjahrsoffensive erlittenen Verluste geschehen, sondern habe auf der Ansicht beruht, die sich Pétain auf Grund der Kriegslage gebildet habe: Zuvor müsse eine erhebliche Steigerung der Kampfmittel, insbesondere der Artillerie, der Munition und der Tanks, sowie die nach Eintreffen der Amerikaner in Aussicht stehende zahlenmäßige Überlegenheit abgewartet werden, bevor man wieder zu großen Operationen übergehen könne. Weder konnte die Industrie die ihr erteilten Aufträge vor dem Frühjahr 1918 erfüllen, noch waren die Amerikaner vorher zu erwarten. „Ich warte auf die Amerikaner und die Tanks", sagte Pétain im September 1917 zum Kriegsminister Painlevé (Painlève im „Petit Parisien", 22. 1. 22). Nicht überall in Frankreich fand Pétain hierin Zustimmung. Civrieux klagt, daß die Methode des neuen Generalissimus ihren höchsten Ausdruck in einem völlig unbeweglichen Abwarten bestanden habe, bis die Amerikaner kämen.

Bis sich die Möglichkeit einer größeren Operation wieder bot, hielt es Pétain für erforderlich, sich auf Angriffe mit begrenztem Ziel zu beschränken, bei denen die Infanterie geschont wurde und die Hauptaufgabe einer starken Artillerie zufiel. Besonderer Wert wurde dabei auf Überraschung gelegt. Durch sorgfältige Vorbereitung sollte der Erfolg so sicher als möglich gestellt werden.

Nach diesen Grundsätzen wurden die Angriffe im August und Oktober geführt. Beide Angriffe hatten einen zwar nur örtlichen, aber nicht unbedeutenden Erfolg. Sie waren, wie Mangin angibt, mit derartig ungeheuren Mitteln geführt worden, wie man sie auf ausgedehnten Fronten gar nicht anzuwenden imstande war. Man wollte sicher gehen. Große strategische Ziele wurden nicht erstrebt. Man nutzte die eigenen Erfahrungen vom Frühjahr und die der Engländer in der Flandernschlacht aus. Die Erfolge hoben den Geist der Truppe und das Vertrauen zum General Pétain. Die französische Armee war wieder angriffsfähig.

Die Niederlage Italiens.

Da traf kurz nach dem französischen Erfolg bei Laffaux plötzlich die Nachricht von der schweren **Niederlage der Italiener** ein. Am 24. Oktober war der **Durchbruch bei Tolmein** erfolgt. Daß ein deutscher Angriff irgendwo bevorstände, hatten die Alliierten seit einiger Zeit vermutet. Nach einer englischen Angabe (Wright) rechneten sie auch mit der Möglichkeit eines deutschen Angriffs durch die Schweiz, durch den der rechte französische Flügel hätte umfaßt werden sollen. Die Schweizer Regierung habe eine Verletzung der Neutralität der Schweiz ebenfalls für möglich gehalten. Foch habe für diesen Fall bereits einen Operations-

plan aufgestellt. Danach sollten die schweizer Truppen kämpfend in das Hochgebirge ausweichen. Inzwischen würden fünf französische Divisionen die durch das Aaretal marschierenden Deutschen umfassen, während die Schweizer Armee die andere Flanke angriffe. Wieweit dies zutrifft, muß dahingestellt bleiben. Daß Foch einen Plan entworfen hat zur Aufstellung einer Armee westlich des Jura, die sowohl gegen einen deutschen Durchmarsch durch die Schweiz bereitstehen, als auch zur schnellen Unterstützung der Italiener dienen konnte, wird anderweitig bestätigt (Puaux a. a. O.). In einem französischen Buch (J. R. „Foch") wird behauptet, General Weygand sei 1917 nach Bern geschickt worden, um mit dem schweizerischen Generalstabe das Verhalten gegenüber einem deutschen Durchmarsch durch die Schweiz zu vereinbaren. Die Mitwirkung der schweizerischen Armee sei ihm zugesichert worden.

Nach der Darstellung bei Pierrefeu hat ferner der bekannte Staatsmann Messimy, damals Oberst in der Armee, schon frühzeitig in einem Briefe an den Ministerpräsidenten die Regierung gebeten, ihre Augen nach Italien zu richten, wo der nächste Stoß des Gegners erfolgen würde. Tatsächlich sei daraufhin die Verbindung mit Italien aufgenommen und ein Transportplan für die französischen Truppen entworfen worden. Italien sei aber nicht sehr geneigt gewesen, auf die französische Unterstützung einzugehen. Im Gefühl, den Österreichern überlegen zu sein, habe es vorgezogen, auf eigenen Füßen zu stehen. Die Erfolge, die dann die Italiener im Sommer in der 11. Isonzoschlacht errangen, hätten bei den Alliierten große Hoffnungen erweckt. Man habe den Italienern eine bedeutende Unterstützung angeboten, um beschleunigt Triest zu nehmen und auf Wien zu marschieren. Italien aber habe entweder eine Million Soldaten oder gar keine haben wollen. Soviel habe man nicht abgeben können, ohne die Westfront zu entblößen. Zudem habe Italien die Leitung der Operation beansprucht. So ließ man den Plan fallen. Von italienischer Seite wird dem widersprochen. Im Sommer 1917 habe eine Besprechung über eine Unterstützung der Italiener stattgefunden, um sie zu einer entscheidenden Operation gegen Österreich-Ungarn zu befähigen. Cadorna habe dazu eine Verstärkung durch 10 Divisionen, nicht durch 1 Million gefordert. Auch sei der Oberbefehl nicht verlangt, sondern von Foch angeboten worden. Man kam aber 1917 nicht über Besprechungen hinaus und verschob alles weitere auf 1918 (Italicus, „Italiens militärische Tätigkeit im Weltkriege").

Das Zusammenwirken auf dem italienischen Kriegsschauplatz stieß bei den Alliierten auf ähnliche Schwierigkeiten wie bei uns. Auch wir hatten keine Million verfügbar zur Unterstützung der k. u. k. Armee. So war

auf beiden Seiten eine große Entscheidung nicht zu erreichen. Mit Unterstützung von sieben deutschen Divisionen konnte unser Angriff im Oktober 1917 nur ein begrenztes Ziel erstreben und nur von einer Seite aus, vom Isonzo, angesetzt werden. 1916 hatten die Österreicher lediglich mit ihren eigenen Kräften von Tirol aus angegriffen. Eine wirkliche Entscheidung wäre nur durch einen gleichzeitigen Angriff von Tirol und vom Isonzo aus möglich gewesen. Hierzu hätte es der Unterstützung durch starke deutsche Kräfte bedurft, die 1917 nicht verfügbar waren. 1916 wären diese wohl vorhanden gewesen, wenn wir auf den Angriff bei Verdun verzichtet hätten. Statt dessen gingen beide Heeresleitungen damals ihre eigenen Wege.

Gleich nachdem am 25. Oktober die ersten Nachrichten über den Durchbruch bei Tolmein ankamen, beschlossen die Alliierten, den Italienern zu Hilfe zu kommen. Im ganzen wurden 6 französische und 5 englische Divisionen nach Italien geschickt. Der Transport war während des Winters 1916/17 bis in alle Einzelheiten vorbereitet worden und begann am 28. Oktober. Am 2. November trafen die ersten Truppen in der Gegend des Gardasees ein. 150000 Mann mit allem Material und dem erforderlichen Nachschub waren mit größter Schnelligkeit über die Alpen zu befördern. Nur zwei Eisenbahnlinien, über den Mont Cenis und längs der Rivieraküste, standen zur Verfügung. Man mußte daher Kraftwagen zu Hilfe nehmen. Eiligst wurden die Alpenstraßen erkundet und daraufhin die Straßen von Briançon über den Mont Genèvre, von Nizza über Ventimiglia und den Col di Tenda sowie längs der Küste benutzt. Auch berittene Truppen marschierten auf diesen Straßen. Die Kraftwagen beförderten hauptsächlich Munition, Gerät und Verpflegung, teilweise auch Infanterie. Die Bewegung dauerte den ganzen November über. Französische Wegearbeiter, Italiener und österreichische Kriegsgefangene arbeiteten den ganzen Winter, um den Schnee von den Straßen wegzufegen. Etwa Mitte November war die armée d'Italie östlich und südlich vom Gardasee versammelt („Revue des deux mondes", 15. 10. 21).

Die französische 10. Armee (Duchêne) lud vom 31. Oktober bis 2. Dezember bei Verona aus, die englische Armee (Plumer) bei Mantua vom 11. November bis 15. Dezember. Die oberste Leitung hatte zuerst Foch, später Fayolle. Beide Armeen wurden sodann an die Brenta vorgeführt.

Wright erzählt, daß Cadorna trotz der herannahenden Verstärkungen die Piavelinie aufgeben und hinter den Mincio zurückgehen wollte. Nur durch das energische Eingreifen Fochs sei er daran verhindert worden.



Die Schlacht bei Cambrai.

Am 20. November erfolgte ein Vorstoß der Engländer bei Cambrai. Das wesentlich Neue hierbei war die völlige Geheimhaltung der Vorbereitungen, die gelungene Überraschung und die erste Verwendung von Tanks in großem Maßstabe.

Nach der Darstellung, die Haig in seinen Kriegsberichten gibt, war der Zweck des Angriffs bei Cambrai, einen örtlichen Erfolg an einem unerwarteten Punkt zu erringen, nachdem die Deutschen durch den starken Kräfteverbrauch in der Flandernschlacht gezwungen worden waren, ihre übrigen Fronten zu schwächen. Die Auswahl der Angriffsstelle und die Vorbereitungen nahmen längere Zeit in Anspruch, aber alles wurde so geheim als möglich betrieben. Schließlich wurde Cambrai als geeigneter Punkt gewählt. Hier waren die Deutschen schwach, und das Gelände begünstigte die Verwendung von Tanks. Haig bemerkt, es sei weniger auf die Eroberung von Cambrai, als auf den Besitz der beherrschenden Stellung von Bourlon abgesehen gewesen, von wo aus man den Erfolg nach rechts oder links habe erweitern können. Doch soll damit wohl nachträglich nur beschönigt werden, daß die Einnahme von Cambrai mißlungen ist und daß das Festbeißen bei Bourlon sich als fehlerhaft erwiesen hat. Starke Kräfte hatte Haig nicht zur Verfügung, auch wäre ihre Versammlung nach seiner Ansicht nicht geheimzuhalten gewesen. General Byng wurde mit der Ausführung des Angriffs beauftragt. Von der bisher üblichen Artillerievorbereitung wurde Abstand genommen, die starken Hindernisse sollten durch Tanks zerstört werden. Sobald die Tanks und die Infanterie in enger Verbindung vorgingen, sollte die Artillerie ohne vorheriges Einschießen die Bekämpfung der feindlichen Artillerie und die Unterstützung der Infanterie durch Feuerwalze beginnen. Starke Kavallerie wurde bereitgehalten, um bei günstigem Verlauf vorzubrechen, sich gegen die deutschen Verbindungen zu wenden, die Befehlsübermittlung zu unterbinden, die Eisenbahnen zu zerstören und die Heranführung von Verstärkungen zu verhindern. Alles kam auf Überraschung und Geheimhaltung an. „Nur die Tanks gaben die Möglichkeit, auf die Artillerievorbereitung zu verzichten und unsere Absichten vor dem Feinde bis zum Augenblick des Angriffs zu verbergen."

Am 20. November um 6 Uhr 20 Minuten traten die Infanterie und die Tanks in einer Breite von 9600 m an, 7 Divisionen in erster Linie, jede mit 45 Tanks, 5 Kavalleriedivisionen in zweiter Linie. („Revue militaire générale" 15. 1. 22.) Eine ehrenvolle Erwähnung findet in der Schilderung Haigs ein deutscher Artillerieoffizier, der bei Flesquières allein in einer Batterie übriggeblieben war, persönlich ein Geschütz

bediente und viele Tanks außer Gefecht setzte, bis er fiel. Der Erfolg des Angriffs war bekanntlich groß. Wenn die Engländer mit starken Kräften in den folgenden Tagen vorgestoßen wären, konnte der Durchbruch gelingen. Eine gefährliche Krisis entstand auf der deutschen Seite. Aber am 22. mußten die Engländer ruhen, bevor sie den Angriff fortsetzen konnten. So hatten wir Zeit, Reserven heranzubringen. Hartnäckig verfolgten die Engländer in den nächsten Tagen ihr Ziel, sich Bourlons zu bemächtigen und sich dort zu behaupten. Sie kamen in dieser weit vorspringenden Stellung in eine taktisch ungünstige Lage. Lytton meint, sie hätten besser getan, rechtzeitig freiwillig Bourlon zu räumen. Unter Ausnutzung dieser Lage gelang es am 30. November der deutschen 2. Armee, durch einen geschickten Angriff die Engländer zu überraschen und ihnen den Erfolg wieder zu entreißen.

Über die Bereitstellung französischer Unterstützungen macht Laure nähere Angaben. Am 19. November traf im französischen Hauptquartier ein Abgesandter Haigs ein, der die erste Mitteilung über den am folgenden Tag geplanten Angriff machte und um Bereitstellung eines französischen „Verfolgungsdetachements“ bei Peronne bat. Im französischen Hauptquartier war man sehr erstaunt, daß es gelungen war, die Vorbereitung des Unternehmens so völlig geheimzuhalten, und daß der Angriff auf ein von dem bisherigen Gebrauch so völlig abweichendes Verfahren begründet werden sollte. Eiligst wurden mit der Eisenbahn und mit Kraftwagen bei Peronne unter dem Befehl des Generals Degoutte zwei Infanterie- und drei Kavalleriedivisionen bis zum 20. nachmittags zusammengezogen. Aber es traf von englischer Seite keine Aufforderung zum Vorgehen ein. Als man sich erkundigte, erfuhr man, daß der Durchbruch nicht gelungen war. „Wieder einmal hatte man eine Stellung durchbrochen, aber dahinter traf man auf andere Truppen. Die Engländer hatten nicht für die ununterbrochene Fortsetzung des Angriffs gesorgt, sondern nur *eine* Linie von Divisionen und dahinter Kavallerie zur Ausbeutung des Erfolges bereitgestellt. Zwei Jahre lang hat man es so gemacht, so daß es vollständig zur Tradition geworden ist. Wieder einmal scheiterte man damit.“ Haig entließ das französische „Verfolgungsdetachement“, nachdem es einige Zeit gewartet hatte.

Die Verwendung von Tanks.

Mit Recht rechnet Laure die Cambraischlacht zu den großen Kriegsereignissen. Sie habe die Möglichkeit völliger Überraschung ergeben. Durch sorgfältige Verdeckung der Artilleriestellungen, peinliche Wahrung des Geheimnisses in den Stäben, Wegfall jedes Ausbaus von Ausgangs-

stellungen, vor allem aber durch die Verwendung von Tanks sei dies bei Cambrai gelungen. „Eine neue, bedeutungsvolle Angriffsform! Das war in der Tat die Taufe der Kampfwagen in der großen Schlacht. Die Alliierten verstanden die Lehre. Ludendorff, durch die Erfolge seines Gegenangriffs geblendet, erkannte sie nicht in ihrer ganzen Tragweite und gab seiner Regierung nicht den Antrieb zur Schaffung dieser neuen Waffe, deren Brauchbarkeit sich soeben gezeigt hatte."

Es fragt sich, inwieweit dieser Vorwurf berechtigt ist. Die Lehre, daß Überraschung die wichtigste Vorbedingung für den Erfolg eines Angriffs im Stellungskrieg sei, zogen wir damals auch aus den Ereignissen von Cambrai. Wir suchten die Überraschung in der Folge durch äußerste Geheimhaltung der Vorbereitungen und durch ein neues artilleristisches Verfahren zu erreichen, das die Eröffnung des Wirkungsschießens ohne vorheriges auffälliges Einschießen ermöglichte. Dieses Verfahren hat sich im Frühjahr 1918 glänzend bewährt. Kampfwagen standen uns nicht zur Verfügung. Liegt hier eine Versäumnis vor und konnte das Versäumte nach den eindrucksvollen Ereignissen der Cambraischlacht noch nachgeholt werden?

Zum ersten Male waren Tanks im September 1916 von den Engländern in geringer Zahl verwendet worden. Die Engländer hatten sie heimlich hergestellt und die Bezeichnung „Tanks" irreführend angewendet, als ob es sich um fahrbare Betriebsstoffbehälter handelte. Die von den Engländern zunächst verwendeten Tanks waren ziemlich schwer, später ging man zu kleineren, leichteren Kampfwagen über. In der Schlacht bei Arras im April 1917 machten sich die Tanks beim Angriff der Engländer bereits beträchtlich bemerkbar. In der Flandernschlacht 1917 trat dagegen die Verwendung der englischen Tanks infolge des ungünstigen Bodens nicht entscheidend hervor. In Frankreich hatte man bereits im Jahre 1916 mit der Herstellung von Kampfwagen bei Schneider-Creusot und in den Werken von Saint-Chamond begonnen. Bereits bei dem Angriff des Generals Nivelle im Frühjahr 1917 traten 200 Tanks auf. Ebenso wurden sie im Oktober 1917 bei dem französischen Angriff bei Malmaison verwendet. Die Tanks erwiesen sich aber als recht groß und boten der deutschen Artillerie gute Ziele. Starke Verluste traten ein, ohne daß entscheidende Erfolge erreicht wurden. Man erkannte, ebenso wie in der englischen Armee, die Notwendigkeit, kleinere, beweglichere Kampfwagen zu schaffen, und ging zur Herstellung des leichten char Renault über, der sich außerordentlich bewährte und heute noch im französischen Heere hauptsächlich verwendet wird. Nach Angabe Painlevés („Petit Parisien", 22. 1. 22) ist die Einführung dieses Wagens das Verdienst Pétains. Im Juni 1917 seien 3000 kleine Wagen bestellt worden.

Auf deutscher Seite war aus den bisherigen Ereignissen die Wichtigkeit des neuen Kriegsmittels noch nicht im vollen Umfang erkannt worden. Doch war die Oberste Heeresleitung bereits im Oktober 1916 mit der Forderung des Tankbaus an das Kriegsministerium herangetreten. Ein Probewagen, der im Frühjahr 1917 vorgeführt wurde, befriedigte nur teilweise. Erst im Jahre 1918 gelang es, 15 brauchbare Wagen an die Front zu bringen. Im Sommer 1918 entschloß man sich, mit der Herstellung neuer, leichter Tanks zu beginnen, die aber erst im Frühjahr 1919 fertig werden sollten. Sie kamen daher nicht mehr in Betracht. Es ist zuzugeben, daß in der Herstellung von Tanks mehr hätte erreicht werden können, wenn ein schärferer Druck von der Heeresleitung ausgeübt worden wäre. Aber den Vorsprung des Gegners hätten wir bei unserer gespannten Industrielage und bei der Beschränktheit unserer Mittel nicht mehr einholen können, nachdem durch die Schlacht bei Cambrai die Wichtigkeit des Tankbaus klargestellt war. Es handelte sich um eine schwierige Neukonstruktion, bei der irgendwelche Erfahrungen nicht zur Verfügung standen. Wir halfen uns gegenüber den feindlichen Tanks in der Folge durch eine sorgfältig organisierte Tankabwehr, die durchaus gute Ergebnisse hatte, bis im Jahre 1918 der „Tankschrecken" von neuem auflebte, als unsere Truppe in ihrer Kampfkraft nachließ. Es wird dies bei Besprechung der Ereignisse des Jahres 1918 erörtert werden.

Unsere Gegner sind vielfach mit der Verwendung ihrer Tanks in den Jahren 1916 und 1917 nicht einverstanden. General X. Y. (a. a. O.) spricht sogar von dem Mißerfolg der englischen Tanks 1916 und 1917 vor der Cambraischlacht und der französischen Tanks am 16. April 1917. Man habe sie zu früh und in zu geringer Zahl eingesetzt, statt abzuwarten, bis sie in genügender Menge vorhanden gewesen und bis die Taktik ihrer Verwendung und Verbindung mit der Infanterie erprobt worden wäre. Allerdings habe der vorzeitige Einsatz die Deutschen dazu verleitet, die Tanks zu unterschätzen. Als daher 1918 „der char Renault erschien, trug er den Sieg davon".

Auch Pierrefeu wendet gegen das englische Verfahren ein, daß der Versuch mit Tanks zu früh gemacht worden sei. Hätte man bei Cambrai auf einer Front von 40 km Breite mit der vierfachen Zahl von Tanks angegriffen und sich zur unmittelbaren Ausnutzung des Angriffs bereitgehalten, so wäre ein bedeutender Erfolg möglich gewesen. Die Tanks hätten sich als das beste Mittel zur Überraschung und zum Durchbruch erwiesen. Solche Mittel äußerten ihre volle Wirkung hauptsächlich bei der ersten Anwendung. Es sei ein Fehler gewesen, daß die Engländer in der Sommeschlacht schon davon Gebrauch gemacht hätten, obwohl sie

nur eine ungenügende Zahl von Tanks besaßen, während die Franzosen noch gar keine hatten. Die Deutschen hätten nach der Schlacht bei Cambrai bald Gegenmittel gegen die Tankgefahr gefunden.

Pierrefeu knüpft hieran eine Betrachtung über die zukünftige Bedeutung der Tanks. Mit dieser Frage beschäftigt sich auch ein interessanter Aufsatz des Obersten Fuller (Royal United Service Institution, Mai 1920). Die Waffenwirkung habe bisher der Verteidigung die Überlegenheit über den Angriff verschafft. Der Tank sei die Angriffswaffe geworden, die der Verteidigung überlegen sei. Seine Anwendung habe das moderne Schlachtfeld umgestaltet. Wie die alten Ritter im Panzerschutz, aber mechanisch vorbewegt, trügen sie den Angriff beständig vorwärts. Bewegung und Feuer seien taktisch verbunden und wirkten unausgesetzt fort. Hätte Napoleon in der Schlacht bei Waterloo eine Maschinengewehrkompagnie gehabt, hätte er den Sieg errungen. Wenn die Engländer 1914 über Tanks verfügt hätten, wäre der Krieg von ihnen in demselben Jahre gewonnen worden. Die Frage wird in England viel besprochen. Während von der einen Seite behauptet wird, in zwanzig Jahren würden die Schlachten nur durch Tanks entschieden, wird von anderer Seite entgegengehalten, daß eine solche übertriebene Bewertung den Stoff über den Geist stelle und die Moral unterschätze.

Die Lage der Entente Ende 1917.

Die weiteren Ereignisse des Jahres 1917, die russische Kerenski-Offensive im Juli in Galizien, die Einnahme von Riga und Ösel und der Zusammenbruch Rußlands geben zu besonderen kritischen Bemerkungen keinen Anlaß.

In seinem Bericht an das Kriegsministerium gibt Sir Douglas Haig bei der Betrachtung der Lage am Ende des Jahres 1917 zu, daß der Kampf sich anders gestaltete, als die Entente bei der Konferenz Ende 1916 gedacht hatte. Die große allgemeine Offensive sei in der beabsichtigten Weise nicht zustandegekommen. Rußland habe versagt, die Franzosen und Engländer hätten angegriffen, bevor die Italiener bereit waren. Die italienische Niederlage habe eine Schwächung der Alliierten an der Westfront verursacht, bevor dort die Offensive zu Ende geführt gewesen sei. 1917 war ein Jahr der Enttäuschung, sagt Maurice.

Als am 3. Dezember in Frankreich die Nachricht von dem bevorstehenden russischen Waffenstillstand eintraf, war es klar, daß die Deutschen im Jahre 1918 ihre Hauptkräfte zu einem Angriff auf dem westlichen Kriegsschauplatz zusammenfassen würden.

Die französische Armee, meint Pierrefeu, habe infolge der zweckmäßigen und weit ausschauenden Maßnahmen Pétains kampfkräftig und ohne sich durch nutzlose Angriffe geschwächt zu haben, bereitgestanden, nicht aber die Engländer. Den ganzen Sommer und Herbst hätten sie nach Nivelles System gekämpft und 400000 Mann auf flandrischem Boden liegen lassen, ohne sich der Küste bemächtigen zu können. Nun fehlte es an Ersatz. Die englische Armee sei übermüdet und entmutigt gewesen und habe dieselbe Krisis wie die Franzosen nach dem 16. April durchmachen müssen. Auch de Civrieux weist auf die großen Verluste der Engländer in der Schlacht bei Arras und in der „unüberlegten Flandernschlacht" hin. „Um einige Höhen mit unendlicher Anstrengung zu erobern, haben sie das zerwühlte Gelände mit Haufen von Leichen bedeckt, ohne ein ernstliches Ergebnis zu erreichen." Von englischer Seite wird dies zugegeben: „Am Ende des Jahres waren wir ermüdet und erschöpft durch die schrecklichen Verluste. Verstärkungen kamen nur spärlich und tropfenweise an." (Lytton.) Auch Wright (a. a. O.) verurteilt den furchtbaren und nutzlosen Verbrauch der englischen Truppen im Jahre 1917. In Flandern und bei Cambrai habe die englische Armee in der Zeit vom Juni bis Dezember rund 454000 Mann verloren. Das ganze Jahr 1917 habe den Engländern 650000 Mann gekostet.

Der U-Bootkrieg.

Gegen Ende des Jahres 1917 konnte die deutsche Heeresleitung übersehen, daß der U-Bootkrieg die erhoffte entscheidende Wirkung in der vom Admiralstab in Aussicht gestellten Zeit nicht haben würde. Es hat kein glücklicher Stern über unserem U-Bootkrieg gewaltet. Wäre er überraschend, nachdem die Vorbereitungen in aller Stille getroffen, und erst nachdem eine genügende Anzahl von U-Booten hergestellt war, eröffnet, dann aber mit aller Kraft und ohne Schwanken durchgeführt worden, so hätte er eine entscheidende Wirkung haben können. Trotz aller Fehler, die wir gemacht haben, war die U-Bootgefahr für England viel größer, als bei uns vielfach angenommen worden ist.

In einem Nachruf auf den verstorbenen englischen General Cowans, der im Kriege Generalquartiermeister war, heißt es im „Daily Telegraph" vom 18. 4. 1921: „Der deutsche U-Bootkrieg steigerte die an sich schon große Schwierigkeit des Nachschubs für das englische Heer ins Ungeheure dadurch, daß Ladung auf Ladung mit Nachschub versenkt wurde, so daß der Generalquartiermeister manchmal hart am Ende seines Könnens angelangt war. In einem Zeitpunkt des Jahres 1917 — und das ist bisher niemals enthüllt worden — war hinter der Armee an Verpflegung

und sonstigem Nachschub nur ein Vorrat von nicht mehr als zwei Tagen vorhanden." Wichtige Angaben macht Carnegie Endowment („Allied Shipping Control"). Die Hoffnung, die die Deutschen auf den U-Bootkrieg gesetzt hätten, sei keineswegs aussichtslos gewesen; er habe eine tödliche Gefahr für die Alliierten gebildet. Nur durch den Schutz der Handelsschiffe durch Geleitfahrt und durch die vollständige Kontrolle der Versorgung Englands und der Verbündeten sei es gelungen, seine Wirkung abzuschwächen. Andernfalls wären, wenn die Schiffsverluste in derselben Höhe wie im April angedauert hätten, die Verbündeten zu einer weitgehenden Einschränkung ihrer militärischen Leistungen im folgenden Winter gezwungen worden. Es sei sicher, daß die Schiffahrt nicht die Steigerung, die durch den Transport und die Versorgung der amerikanischen Armee im folgenden Sommer entstand, hätte bewältigen können. Es sei ein großes Glück für die Alliierten gewesen, daß die Gegenmaßnahmen nicht mehr auf dem Standpunkt von 1914 standen, als 1917 die U-Boote den uneingeschränkten Krieg begannen. Für den Verlauf des letzten Kriegsjahres sei es ausschlaggebend gewesen, daß die Hälfte des ganzen neutralen Schiffsraums der Welt im unmittelbaren Dienst der Alliierten gestanden habe. Trotzdem habe die plötzliche außerordentliche Steigerung der amerikanischen Truppentransporte im Sommer 1918 eine neue Krisis herbeigeführt. Man habe bei der Verteilung des übrigen Schiffsraums von der Hand in den Mund gelebt. Irgendeine Entscheidung, deren Folgen man nicht übersehen konnte, hätte den Zusammenbruch herbeiführen können. „Es war, als ob man das Klopfen des Mineurs hörte, den man bisher nicht zu entdecken vermochte, und nun wartete man auf die drohende furchtbare Sprengung."

Hätte Deutschland, so urteilt de Civrieux, gleich zu Beginn der Feindseligkeiten an Stelle seiner unnützen Panzerschiffe mehrere hundert U-Boote zur Verfügung gehabt, so wäre der Verlauf und der Ausgang des Krieges völlig geändert worden.

6.

Das Jahr 1918.

Der deutsche Entschluß zum Angriff.

Das letzte Jahr des großen Ringens begann. Auf beiden Seiten erkannte man, daß es um die Entscheidung ging. Die Entschlüsse, die zu fassen waren, hatten eine ungeheure Tragweite.

Die deutsche Oberste Heeresleitung entschloß sich, die günstige Lage, die durch den Ausfall Rußlands entstanden war, zu einem großen Schlage im Westen auszunutzen. Angesichts der überwältigenden Angriffsmittel der Gegner schien es aussichtslos, den Krieg verteidigungsweise zu führen und die furchtbaren Abwehrschlachten nochmals durchzuhalten. Je länger sich der Krieg hinzog, um so größer mußte durch das Eintreffen der Amerikaner die zahlenmäßige Überlegenheit des Gegners werden. Unsere Ersatzlage wurde immer schwieriger und drängte die Oberste Heeresleitung dazu, eine baldige Entscheidung zu erstreben. Auch die Wirkung der Blockade ließ eine Beschleunigung des Kriegsendes als dringlich erscheinen. Die Lage unserer Verbündeten machte es äußerst zweifelhaft, ob ihre Kraft noch lange zur Weiterführung des Krieges ausreichen würde. Die Stärkeverhältnisse waren im Frühjahr 1918 für einen Angriff günstig.

Der Angriff zwischen Arras und La Fère wurde beschlossen. Er erschien taktisch günstig und konnte einen großen strategischen Erfolg haben, wenn es gelang, die Masse der Engländer von dem französischen Heere zu trennen und gegen die Küste zu drängen. General Ludendorff setzte seine ganze Tatkraft, sein organisatorisches und taktisches Geschick ein, um die Angriffsvorbereitungen auf Grund der bisherigen Kriegserfahrungen bis zur höchsten erreichbaren Vollkommenheit zu steigern.

Er stand auf dem Standpunkt, daß „es in diesem Kriege allein um Sieg oder Niederlage ginge, ein Mittelding gäbe es bei dem Vernichtungswillen der Feinde nicht". Anders sei der Krieg nicht zu beenden. Er ist deshalb von den Anhängern des Verständigungsfriedens, die mit Friedensresolutionen arbeiteten, und von den Vertretern einer Ermattungsstrategie aufs schärfste angegriffen worden. Hören wir, was der Feind hierzu sagt, dessen Stimme doch bei einer Verständigung auch in Frage kam.

General Mangin stellt bei Betrachtung der Lage um die Jahreswende 1917/18 fest, daß ein Friede ohne Sieger und Besiegte unmöglich gewesen sei. „Nur der Sieg mit den Waffen konnte dem Kriege ein Ende machen." Daß wir unter diesen Umständen vor Beginn der Offensive einen Frieden hätten erlangen können, muß bezweifelt werden, es sei denn einen Frieden der Unterwerfung.

Allgemein nahm man in Frankreich und England an, daß „die Deutschen, nachdem sie sich der Russen entledigt hatten, mit den vom Osten herangeführten Divisionen im Westen angreifen würden, bevor die Amerikaner imstande wären, wirksam einzugreifen". (Lytton.) Allerdings berichtet Pierrefeu, daß in Frankreich auch der Gedanke aufgetaucht sei, Deutschland werde nach dem Zusammenbruch Rußlands die günstige Gelegenheit zu einem ehrenvollen Frieden ergreifen. Im französischen

Großen Hauptquartier habe man aber nicht daran geglaubt und mit Sicherheit auf einen deutschen Angriff gerechnet. „Niemals wird ein Soldat, der eine solche kriegerische Macht in Händen hat, darauf verzichten, sich ihrer zu bedienen.“ Die Entscheidung durch die Waffen sei die einzige, die Deutschlands würdig sei. So habe man sich den Gedankengang der Deutschen vorgestellt.

Reginald Kann (a. a. O.) stimmt dem Entschluß der deutschen Heeresleitung durchaus zu. Der Angriff, bevor die Amerikaner in voller Stärke eingetroffen waren, sei die beste Lösung gewesen. Eine Offensive gegen einen schwachen Teil der feindlichen Front, in Italien oder Mazedonien, hätte Deutschland den Frieden nicht gebracht. Eine Verteidigung verwirft Kann. Daß ein Durchbruch möglich gewesen sei, habe der englische Angriff bei Cambrai im November 1917 bewiesen. Auch General X. Y. (a. a. O.) ist der Ansicht, daß der Angriff das einzige Mittel gewesen sei, vor Ankunft der Amerikaner den Krieg zu beenden. Hätten wir nicht angegriffen, so würden die Alliierten nach dem Urteil Buats („Hindenburg“) gewartet haben, bis sie durch das Eintreffen der Amerikaner die Überlegenheit erlangten und bis die Industrie das im Jahre vorher bestellte Kriegsmaterial geliefert hatte. Die Deutschen hätten Zeit gewonnen, und das hätte für sie immerhin viel bedeutet. Dann aber wären die Alliierten in der Lage gewesen, durch eine Reihe von Angriffen die deutschen Reserven zu erschöpfen, bis nichts mehr sie hätte hindern können, den letzten Erfolg auszubeuten.

„Sein Vertrauen auf sich selbst und auf die deutsche Armee, sowie die politische Notwendigkeit, den Krieg baldigst zu beenden, haben Ludendorff zweifellos dazu bestimmt, das Wagnis zu versuchen, obwohl er mit dem Scharfblick seines militärischen Genies die Schwierigkeiten vorausgesehen hat.“ („Revue militaire générale“, 15. 3. 1922.)

Die Absichten der Entente.

Für unsere Gegner entstand zu Anfang des Jahres 1918 die Frage, ob sie unsere Offensive abwarten oder ihr zuvorkommen sollten. Der Chef des französischen Generalstabes der Armee, General Foch, soll nach Angabe Mangins für die Offensive gewesen sein. General Mangin tritt der Ansicht Fochs bei. Die Engländer hätten bei schärferer Anspannung der Rekrutierung ein stärkeres Heer aufstellen können, während in Frankreich endlich die aus den Kolonien kommende Ersatzquelle reichlicher floß. Schließlich wären auch die Amerikaner in Sicht gewesen. Man hätte daher der deutschen Offensive zuvorkommen müssen. Jede

Offensive glücke im Anfang; man habe nicht wissen können, ob sie nicht einen großen Erfolg haben würde.

Im Gegensatz dazu war nach Angabe Pierrefeus Pétain der Ansicht, daß man sich zunächst auf die Verteidigung beschränken müsse. Der Trumpf, den man in Händen habe, sei der Eintritt der Amerikaner in den Krieg. Träfen sie zeitig genug ein und käme der deutsche Angriff nicht zu früh, so sei der Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft. Laure (a. a. O.) führt eine Anweisung Pétains an die französische Armee vom 22. Dezember 1917 an, in der es heißt: „Die Entente wird die zahlenmäßige Überlegenheit erst erlangen, wenn hinreichende amerikanische Truppen in die Front eintreten können. Bis dahin müssen wir, wenn wir nicht unsere Kräfte unwiederbringlich verbrauchen wollen, eine abwartende Haltung einnehmen, mit der ausgesprochenen Absicht, sobald wir können, die Offensive zu ergreifen, die allein den Endsieg bringt." Während die Deutschen ihre Kräfte verbrauchten, sollten die Kriegsmittel Frankreichs, insbesondere das Artilleriematerial, die Flugzeuge und Kampfwagen vermehrt werden. Ehe man nicht in der Zahl und im Material die unbedingte Überlegenheit erlangt habe, sei jede größere Angriffsoperation zu verwerfen. Auf diesem Standpunkt blieb Pétain in der ersten Hälfte des Jahres 1918 unerschütterlich stehen, nicht immer im Einklang mit Foch, wie Laure ausdrücklich hervorhebt. Insbesondere über den Zeitpunkt des Gegenangriffs im Sommer 1918 sollen beide Generale nicht übereingestimmt haben. Sie waren verschiedenen Temperaments, haben aber schließlich doch gut zusammen gewirkt: „Der eine, von allen Einzelheiten entlastet, sieht nur das Ziel und reißt die verbündeten Nationen mit seiner wunderbaren Willenskraft und seiner feurigen Ungeduld mit sich: das ist General Foch. Der andere, belastet mit der schweren Sorge für die Erhaltung der moralischen und materiellen Kräfte der französischen Armee, die er mit Sorgfalt, in gemäßigtem Schritt, aber sicher ihrem Ziele entgegenführt: das ist General Pétain." (Laure.)

Wright (a. a. O.), der sich als Sekretär und Dolmetscher beim Obersten Kriegsrat in Versailles befand, gibt eine eingehende Schilderung der Beratungen, die zum Operationsplan der Entente für 1918 führten. Ende 1917 befanden sich erst $3^1/_2$ amerikanische Divisionen auf französischem Boden. Auf Grund einer genauen Berechnung der eigenen und feindlichen Streitkräfte kam man zu der Überzeugung, daß man auch nach den zu erwartenden deutschen Transporten von Osten nach dem Westen immer noch eine Überlegenheit besitze. Nach Wright verfügten die Alliierten im Dezember 1917 auf allen Kriegsschauplätzen einschließlich Italiener, Belgier, Portugiesen, Serben, Griechen und Amerikaner,

aber ohne Russen und Rumänen, über 5 400 000 Mann, wovon 3 700 000 Franzosen und Engländer. Die Stärke der Mittelmächte einschließlich Bulgaren und Türken wird demgegenüber auf 5 200 000 Mann, wovon 3 400 000 Deutsche, berechnet. Die Zahl der Divisionen der Alliierten auf dem westlichen Kriegsschauplatz im Februar 1918 gibt Wright auf 167 an, darunter 97 französische, 57 britische, 10 belgische, 1 amerikanische, 2 portugiesische. Im März 1918 nimmt Wright das Kräfteverhältnis im Westen als gleich an. Rechnet man zu den im Februar vorhandenen 167 Divisionen der Alliierten noch 11 in Italien befindliche hinzu, die demnächst herangezogen wurden, so würden sich 178 Divisionen ergeben. Auffallend richtig berechnet er die deutsche Stärke im Westen auf 192 Divisionen, so daß sich eine deutsche Überlegenheit in der Zahl der Divisionen ergibt. Da er aber, wohl mit Recht, die Stärke der einzelnen deutschen Divisionen für geringer hält, als die der Alliierten, so war die deutsche Gesamtgefechtsstärke wohl nicht wesentlich überlegen.

Trotz des Ausfalls der Russen und Rumänen glaubten die Alliierten somit keinen Grund zur Besorgnis zu haben. Man entschloß sich zur Defensive, bis die Amerikaner eintreffen würden. Habe der Feind bis jetzt allen Angriffen widerstanden, so werde man dies auch leisten. Für den Februar 1918 erwartete man den deutschen Angriff. Vorbedingung für die Abwehr sei die Herstellung einer Einheitsfront von der Nordsee bis zum Adriatischen Meer. Zu dem Zwecke wurde am 7. November 1917 auf einer **Konferenz in Rapallo** die Einrichtung eines „**Obersten Kriegsrates**" beschlossen, einer höchsten politischen Instanz, die nach Wright die Führung der Entente übernehmen sollte. Sie bestand aus den leitenden Staatsmännern aller kriegführenden Länder der Entente und trat allmonatlich zu einer Sitzung in Versailles zusammen. Dem Obersten Kriegsrat stand ein Stab von militärischen Ratgebern zur Seite, dessen Aufgabe es war, die Operationen der alliierten Streitkräfte in Einklang zu bringen. Die ganze Einrichtung war die Folge der italienischen Niederlage. Mit den Konferenzen, mit denen man sich bisher beholfen hatte, kam man nicht mehr durch.

Der Operationsplan faßte außerdem eine Offensive gegen die Türkei ins Auge. Man hoffte die erschöpfte Türkei hierdurch zum Zusammenbruch zu bringen. Die Franzosen waren nicht ganz einverstanden, willigten aber schließlich ein unter der Bedingung, daß keine weißen Truppen vom westlichen Kriegsschauplatz weggezogen würden. Anscheinend war es Lloyd George, der, wie erwähnt (S. 19), schon immer seinen Blick nach dem Orient gerichtet hatte und der Ansicht war, daß dort der Stoß gegen die Mittelmächte geführt werden müßte. De Civrieux tadelt scharf die eng-

lischen Operationen in Mesopotamien und Palästina. Während die Deutschen alle entbehrlichen Divisionen vom Osten nach dem Westen beförderten, wurden die englischen Armeen in Flandern um 200000 Mann geschwächt, die zu reinen Eroberungszwecken in Asien kämpften. „Was hätte es England genutzt, seine Fahne in Bagdad und Jerusalem aufzupflanzen, wenn die Armeen Haigs ins Meer geworfen worden wären und die deutschen Geschütze und Unterseeboote den Kanal beherrscht und die englischen Küsten bedroht hätten?"

Die Vorbereitungen der Entente für die Verteidigung.

In den ersten Tagen des Februar 1918 nahm der Oberste Kriegsrat den Operationsplan an. Um den Gedanken der Einheitsfront durchzusetzen, wurde in Versailles ein Kriegsvollzugsausschuß gebildet, dem Foch, Wilson (später Rawlinson), Cadorna und der Amerikaner Bliß angehörten. Seine Hauptaufgabe sollte darin bestehen, eine allgemeine Reserve zu schaffen und über ihre Verwendung zu bestimmen. Jeder Oberbefehlshaber, der französische, englische und italienische, verblieb im Besitze seiner Befugnisse, sollte aber eine vom Ausschuß zu bestimmende Anzahl von Divisionen für die allgemeine Reserve abgeben. Wright nennt diese ein Bankguthaben, auf das jeder zurückgreifen konnte, wenn er angegriffen wurde. Freiwillig würde nicht leicht jemand Reserven abgeben, wenn ein anderer angegriffen würde. Keiner der drei Oberbefehlshaber sei aber imstande, den zu erwartenden Angriff allein abzuwehren. Verhandlungen über gegenseitige Unterstützung im gegebenen Falle kosteten Zeit. Foch berechnete die allgemeine Reserve auf 39 Divisionen. Gleichzeitig sollte die englische Front bis über die Oise hinaus bis Barisis (südwestlich La Fère) ausgedehnt werden.

Über die Art, wie die taktische Verteidigung nach Ansicht Pétains geführt werden sollte, sind wir durch das Buch des französischen Majors Laure genau und zuverlässig unterrichtet. Laure gehörte vom Juli 1917 bis zum Juli 1919 der französischen Obersten Heeresleitung an und war mit der Bearbeitung der taktischen Erfahrungen beauftragt. Er führt die verschiedenen Anweisungen Pétains vielfach im Wortlaut an. In einer Anweisung vom 22. Dezember 1917 wies Pétain darauf hin, daß die erste Stellung nur schwach besetzt werden dürfe, und daß sie nur dazu diene, den ersten Ansturm des Feindes zu verzögern, um Zeit zur Besetzung der zweiten Stellung mit den Hauptkräften zu gewinnen. Der Gegner sei in der ersten Stellung derartig unter Feuer zu nehmen, daß er nur unter großen Verlusten und aufgelöst vor der Hauptstellung eintreffe, wo er leicht einem Gegenangriff gegen seine Flanke zum Opfer falle.

Pétain stieß auf starken Widerspruch. Wie könne man die mit vielem Blut 1915 eroberten Stellungen in der Champagne, das dem Feind bei Verdun wieder entrissene Gelände, den 1917 in Besitz genommenen Chemin des Dames und die Höhen bei Moronvilliers wieder preisgeben! Der französische Oberbefehlshaber erläuterte seine Anweisung dahin, daß der Hauptwiderstand nicht unbedingt gerade in der zweiten Stellung geleistet werden müsse, sondern daß es Sache des Befehlshabers sei, je nach der Lage und den örtlichen Verhältnissen die „Hauptwiderstandslinie" zu bestimmen. Vor dieser Linie dürfe der Feind aber erst nach einer Reihe von Kämpfen ankommen, nachdem seine Infanterie durcheinander gekommen und seine artilleristischen Vorbereitungen hinfällig geworden seien. Es ist interessant, festzustellen, daß der Gedanke, einem feindlichen Angriff durch ein Zurückgehen in eine zweite Stellung auszuweichen und ihm dadurch die Spitze abzubrechen, nicht erst am 15. Juli bei Reims aufgetaucht ist, sondern sich schon um die Wende 1917/18 entwickelt hat.

Pierrefeu erweitert diesen Gedanken dahin, als ob Pétain auch an ein strategisches Ausweichen in rückwärtige Stellungen gedacht habe. Er sei für eine elastische Verteidigung eingetreten. Es komme nicht auf die unbedingte Behauptung jedes Geländeteils an, vielmehr sei Spielraum genug vorhanden, ohne Paris zu gefährden. Die Regierung habe aber entschieden widersprochen: unbedingt müsse man sich in den gegenwärtigen Stellungen behaupten. Besonders Clemenceau habe keinen Schritt zurückgehen wollen. Es muß dahingestellt bleiben, ob Pierrefeu die von Laure angeführten Anweisungen Pétains vielleicht nicht richtig wiedergegeben hat. Zweifellos ist jedenfalls, daß Pétain auf Widerstand gestoßen ist. Es wird sich im weiteren Verlaufe zeigen, daß er vor dem 15. Juli mit seinen Ansichten nicht völlig durchzudringen vermocht hat.

Inzwischen wuchs die Spannung in Frankreich. Wo kam der Angriff? Bisher hatte man mit Sicherheit erwartet, die feindliche Angriffsrichtung durch sorgfältige Überwachung der Front mittels Flieger und Lichtbilderkundung rechtzeitig erkennen zu können. Ohne umfassende Vorbereitungen war ein solcher Angriff, der eine große Breite haben mußte, nicht möglich. An allen Fronten wurde an der Verstärkung der Stellungen gearbeitet. Schon im Dezember wurde das Eintreffen neuer deutscher Divisionen in Belgien gemeldet, die hinter der Front ausgebildet würden. An vielen Orten bemerkte man eine Vermehrung der deutschen Batterien. Aber eine bestimmte Angriffsrichtung wurde noch nicht erkannt. Auch der Januar verging, ohne daß der Angriff kam. Die Armee und das Land wurden unruhig. Sollte man dem Gegner so lange Zeit lassen, in aller Ruhe seine Vorbereitungen zu treffen? War es nicht besser, ihm durch

den Angriff zuvorzukommen? Pétain, so hieß es, richtet Frankreich zugrunde durch sein ewiges Zaudern. Aber Clemenceau und Pétain blieben standhaft. Pierrefeu meint, es sei zweifelhaft gewesen, ob man die allgemeine Ungeduld länger hätte zurückhalten können, wenn nicht im März der Angriff erfolgt wäre.

Im Februar begann sich der Schleier etwas zu lüften, der die deutschen Angriffsvorbereitungen verbarg. Die deutschen Divisionen versammelten sich angeblich in dem Winkel, der durch die Biegung der deutschen Front bei Laon gebildet wurde. General v. Hutier, der seit Riga „als Spezialist für überraschende Angriffe" galt, erschien hier neu in der Front. Aber die Deutschen versammelten vermutlich ihre Divisionen nicht an der Angriffsstelle, sondern schoben sie erst im letzten Augenblick dorthin.

Foch soll im Kriegsausschuß seine Ansichten dahin entwickelt haben, daß die Deutschen entweder im Westen die britische Front bei Cambrai oder im Süden die Franzosen bei Reims angreifen würden. Je weiter sie vordrängen, um so größer würde der Bogen ihrer neuen Aufstellung, um so gefährdeter dessen Flanken. Foch wollte die Hauptreserve in drei Teilen aufstellen. Der kleinste Teil sollte in der Dauphiné bereitgestellt werden, um in dem zwar unwahrscheinlichen Falle eines deutschen Angriffs gegen Italien sofort dorthin verschoben zu werden. Er konnte aber auch an den Hauptteil der Reserve herangezogen werden. Dieser sollte bei Paris versammelt werden und stand dort bereit, nach beiden Seiten, nach Cambrai oder Reims, gegen die deutsche Flanke vorzugehen. Außerdem war ein dritter Teil der Reserve vorgesehen, der bei Amiens hinter dem schwächsten Abschnitt der englischen Front, der 5. Armee Gough, zur Unterstützung aufgestellt werden sollte. Aber die Reserve kam nicht zustande. Am 3. März teilte Haig dem Kriegsvollzugsausschuß mit, daß er keine Divisionen für die Reserve zur Verfügung stellen könne, nachdem die englische Front verbreitert worden sei. Darauf weigerten sich auch die Italiener, der Plan fiel zusammen, der ganze Kriegsvollzugsausschuß verlor seine Bedeutung und trat außer Tätigkeit.

Feldmarschall Haig begründet in seinen Kriegsberichten eingehend die von ihm in Erwartung des deutschen Angriffs getroffenen Maßnahmen. Er beurteilte die einzelnen Abschnitte der englischen Front verschieden. Im nördlichen Abschnitt mußten die Kanalhäfen Dünkirchen, Calais und Boulogne unbedingt geschützt werden. Hier durfte man keinen Schritt zurückweichen, hier mußten daher ausreichende Reserven hinter der Front stehen. Auch im mittleren Abschnitt, in dem das französische Kohlenbecken lag und durch den die Querverbindungen liefen, mußte ein Geländeverlust vermieden werden. Anders lagen die Verhältnisse im südlichen

Abschnitt südöstlich Arras. Hier allein konnte man, wenn der Druck des Feindes zu stark wurde, ohne schwere Folgen das beim deutschen Rückzug in die Siegfriedstellung im März 1917 weithin zerstörte Gelände aufgeben.

Gerade hier wurde nach dem ausdrücklichen Zeugnis von Haig der deutsche Angriff im Frühjahr 1918 erwartet. Ende Februar hatte die Fliegererkundung ergeben, daß hinter der ganzen deutschen Front von Flandern bis zur Oise verstärkter Eisenbahn- und Wegebau stattfand und die Munitionsdepots vermehrt wurden. Besonders war dies vor der Front der 3. und 5. englischen Armee, zwischen La Fère und Arras, der Fall. Großes Aufsehen erregte die Nachricht, daß in der Gegend von St. Quentin anscheinend Spuren deutscher Tanks erkannt worden seien. Haig schloß aus allen Nachrichten, daß der Angriff südlich Arras erfolgen würde. Dadurch hätten Franzosen und Engländer voneinander getrennt werden und der wichtige Knotenpunkt Amiens verloren gehen können. Am 19. März war es klar, daß die letzten Vorbereitungen des Feindes an der Front Arras—St. Quentin beendet waren. Auf Grund der vorliegenden Nachrichten wurde der Angriff am 20. oder 21. erwartet. Haig glaubte nicht an eine Ausdehnung des Angriffs nach Süden über Moy (an der Oise südlich St. Quentin) hinaus. Aber bei der ausnehmenden Trockenheit des Frühjahrs 1918 trocknete das Gelände im überschwemmten Oisetal schnell ab, so daß der Feind auch hier angreifen konnte und auf eine nur schwach besetzte Front stieß.

Trotzdem Feldmarschall Haig nach seiner eigenen Angabe die Angriffsfront richtig und rechtzeitig erkannt hatte, und trotzdem er sich über die strategische Bedeutung der Angriffsrichtung klar war, hat er es unterlassen, seine Kräfte dementsprechend zu verteilen. Er gibt zu, daß die von dem Angriff am stärksten betroffene 5. Armee zu schwach gewesen sei, und entschuldigt dies damit, daß bei der großen Frontausdehnung nicht hinter allen bedrohten Punkten genügende Reserven hätten bereitstehen können. „Es war daher nötig, die Sicherheit bestimmter lebenswichtiger Abschnitte zu gewährleisten und dafür anderwärts ein Risiko zu übernehmen." Der rechte Abschnitt hätte von den Franzosen schnell unterstützt werden können. „Ich hielt es daher für unbegründet, starke Reserven südlich der Somme bereitzustellen, da man noch nicht wußte, wo und wie der Feind seine Reserven verwenden würde." Aus der gewundenen Darstellung geht hervor, daß Haig hauptsächlich an die Sicherung der Kanalküste gedacht hat und die Unterstützung seines rechten Flügels den Franzosen überlassen wollte. Der Angriff ist für ihn keineswegs überraschend gewesen, was auch Lytton betont: „Es steht fest, daß wir in keiner Weise

überrascht worden sind." Trotzdem war, wie Wright feststellt, die 5. englische Armee Gough, die 14 Infanterie- und 3 Kavalleriedivisionen zählte, von Barisis bis Gouzeaucourt auf eine viel zu breite Front ausgedehnt. Lytton sucht dies vergeblich damit zu entschuldigen, daß die Engländer vor der deutschen Offensive einen Teil der französischen Front hätten übernehmen müssen: „Das war eine Torheit. Ich weiß, daß Haig mit der größten Energie dagegen Einspruch erhoben hat. Aber der Ministerpräsident blieb taub für diese weisen Ratschläge."

Die Franzosen werfen Haig seine Maßnahmen scharf vor: „Feldmarschall Haig, dessen Blick, wie zu jeder Zeit, gebannt war durch die eingebildete Gefahr für seinen linken Flügel, stellte keinerlei strategische Reserven hinter seiner Front zwischen Scarpe und Oise auf." (De Civrieux.) Auch Laure meint, das englische Hauptquartier habe sich wenig um die seinem rechten Flügel drohende Gefahr gekümmert. „Wußte es doch sehr gut, daß die Franzosen herbeikommen mußten, wenn nicht alles nach Wunsch ging." De Civrieux wie Laure bestätigen, daß außer dem Auftreten der Armee Hutier hinreichende Anzeichen für den bevorstehenden Angriff vorhanden waren. Eine riesige Artillerie sei aus Flandern und dem Artois nach und nach zwischen Cambrai und der Oise von den Deutschen zusammengezogen worden.

Freilich muß es dann wundernehmen, daß auch die Franzosen ihre Reserven nicht an der richtigen Stelle hatten. Es zeigt sich hier die ganze Schwierigkeit eines abwartenden Verhaltens. Der Verteidiger weiß trotz aller Nachrichten fast niemals mit voller Sicherheit, wo der feindliche Angriff kommt. Die Franzosen glaubten, daß der Hauptangriff gegen den englischen rechten Flügel mit einem Angriff gegen die französische Front an der Aisne oder in der Champagne verbunden sein werde. Manche meinten sogar, der feindliche Hauptschlag falle in der Champagne, wo Vorbereitungen für einen Angriff zu erkennen gewesen wären. So kam es, daß „die französischen Reserven weit im Osten zerstreut waren, teils in der Franche-Comté unter dem Vorwand besserer Ruhe, teils bei Toul; die nächsten waren im Lager von Mailly. Bis eine amtliche Geschichtschreibung eine annehmbare Erklärung für eine solche verblendete Maßnahme bringt, bleibt nichts übrig, als beim französischen Oberkommando einen seltsamen Unglauben in bezug auf die bevorstehende deutsche Offensive anzunehmen." (De Civrieux.) Vielleicht liegt die Erklärung darin, daß nach Baquet („Souvenirs d'un directeur de l'artillerie") „bei den Alliierten die Ansicht herrschte, ein ernsthafter Angriff sei nur nach einer mehrtägigen Artillerievorbereitung möglich." Diesem Umstand hätten die Deutschen zum großen Teil ihre schnellen Erfolge zu verdanken. Offenbar hat somit

unser neues Artillerieverfahren, das auf Einschießen verzichtete (S. 59), den Gegner überraschte.

Die Franzosen haben jedenfalls nicht viel Grund, den Engländern Vorwürfe zu machen. „Zwei Generalstäbe, beide von verschiedenen Voraussetzungen ausgehend, stellen ihre Reserven lediglich mit Rücksicht auf die Verteidigung ihrer eigenen Front auf.“ (Lytton.) Wright fügt seiner Darstellung eine genaue Karte der Aufstellung der Alliierten vor dem Märzangriff bei. Sie zeigt deutlich die Zersplitterung der französischen Reserven von Vesoul bis Compiègne, die Massierung der englischen Front von Arras bis Ypern und die Aufstellung der englischen Reserven hinter der Mitte und dem linken Flügel. Insofern hat General X. Y. recht: Trotz allem „überraschte der Angriff gegen den rechten englischen Flügel“.

Die Große Schlacht in Frankreich.

Am 21. März erfolgte unser großer Angriff zwischen Arras und La Fère. Er endete mit der Besitznahme eines im Bogen auf Amiens und bis Montdidier vorspringenden Geländes. Der taktische Erfolg war außerordentlich groß, aber er führte nicht zum Durchbruch. Und doch waren wir hart an einem großen operativen, ja an einem entscheidenden Erfolg. Die englischen und französischen Berichte stimmen darin überein.

Unser Angriff hatte die 3. und besonders die schwache 5. englische Armee Gough getroffen. Nun fehlte Fochs Hauptreserve. Statt dessen wurde zwischen Engländern und Franzosen verhandelt. Pétain bestritt zunächst, daß es sich um den deutschen Hauptangriff handele. Dieser komme bei Reims, wo die Beschießung schon begonnen habe. Erst am 23. März einigte man sich dahin, daß die Franzosen sofort die Front südlich Peronne übernehmen und dazu ihren linken Flügel über Chauny—Noyon in Richtung auf Montdidier ausdehnen sollten. Inzwischen hatte Gough den Rückzug auf Amiens angetreten, dem die 3. Armee folgen mußte. Als Gough Amiens erreichte, war die Verbindung zwischen Franzosen und Engländern noch nicht hergestellt. Wenn die deutsche Heeresleitung, meint Haig in seinen Kriegsberichten, im März nur zwei bis drei gute Kavalleriedivisionen zur Verfügung gehabt hätte, so wäre es ihr möglich gewesen, einen Keil zwischen das englische und französische Heer zu treiben. General Mangin bestätigt, daß der Führer des französischen linken Flügels gemeldet habe: „Zwischen beiden Heeren besteht eine Lücke von 15 km, in der sich kein Mann befindet.“ Eine große Gefahr sei entstanden, wenn hier starke deutsche Kavallerie eingedrungen wäre. Der Weg in den Rücken der englischen und französischen Front, wo die Ver-

stärkungen auf Lastkraftwagenkolonnen, die Artillerie ohne Bedeckung heraneilten, sei frei gewesen. Jeder der beiden Oberbefehlshaber habe hauptsächlich an das Heil des Heeres gedacht, das ihm anvertraut war. Pétain habe am 24. März befohlen, daß es in erster Linie darauf ankomme, die französische Front zu befestigen, dann, wenn möglich, die Verbindung mit den Engländern aufrechtzuerhalten. Haig habe am 25. März aus Abbeville geschrieben, die Trennung der Engländer von den Franzosen sei nur eine Frage der Zeit. Er bereitete sich zum Rückzug vor, um die Kanalhäfen zu decken. „Der Zusammenbruch stand bevor."

In der „Revue militaire générale" (15. 3. 22) wird näher auseinandergesetzt, welche außerordentlich günstige Gelegenheit sich deutscher Heereskavallerie geboten hätte. Die englische Linie sei so erschüttert gewesen, daß vordringende deutsche Kavallerie die Lage hätte ausbeuten und zweifellos endgültig die Verbindung der Franzosen und Engländer verhindern können. Für die Deutschen wäre es darauf angekommen, Zeit zu gewinnen, um sich zur Fortsetzung des Angriffs neu zu gruppieren, die Artillerie vorzuziehen und Munition und Verpflegung nachzuführen. Die Entente mußte verhindert werden, inzwischen sich zu ordnen und die Lage herzustellen. Dies sei die Aufgabe der deutschen Kavallerie gewesen. Besonders günstig sei für sie die Lage am 26. früh gewesen, wo sie nur französische Kavallerie von südlich Roye bis Fouquescourt (nördlich Roye) und die ersten Teile einer Infanteriedivision am Avre sich gegenüber gehabt hätte. Sie hätte sich nach links am Avre sichern, die aus südwestlicher Richtung heranführenden Eisenbahnen und Straßen unterbrechen, den englischen rechten Flügel umfassen und auf das nördliche Ufer der Somme zurückwerfen und die Übergänge über die Somme und die Noye in Richtung auf Amiens in Besitz nehmen können. Noch am 27. abends wären die Bedingungen für die Wirkung der Kavallerie günstig gewesen, da nur Teile einer französischen Infanteriedivision und einer Kavalleriedivision ihr gegenüber gestanden hätten, während die Gros noch in der Ausladung begriffen waren.

Ebenso schwarz malt Wright (a. a. O.) die Lage. Wurden die Engländer von den Franzosen getrennt, konnten die Deutschen entweder die erschütterten Engländer auf die Kanalhäfen werfen oder den linken französischen Flügel aufrollen. „Man konnte die Entfernung, die die Deutschen vom endgültigen Siege trennte, in Schritten messen. Es ist die kleine Entfernung von der deutschen Front bis Amiens." Der Verlust von Amiens hätte den Verlust des Krieges bedeutet. Abermals habe den Deutschen der Sieg gewinkt. „Sicherlich war dies die größte Niederlage, die wir in der Geschichte erlitten haben." Am 26. März hatte die Armee des

Generals Gough aufgehört zu bestehen. Eilig wurde in London, Paris und Versailles verhandelt. Die Räumung von Paris wurde angeregt, Pétain wie Haig trafen Vorbereitungen zum Rückzug, der eine in Richtung auf das Meer, der andere auf Paris. „Das wäre gleichbedeutend mit dem Verlust des Krieges gewesen." Berechnungen wurden angestellt, um die Reste der englischen Armeen einzuschiffen und zu retten. So entschlossen auch die Staatsmänner waren, man mußte doch damit rechnen, daß die Völker nicht mehr gewillt wären, weitere Kriegsanstrengungen zu machen.

Der „Matin" (13. November 1920) bestätigt, daß man an die Räumung von Paris gedacht habe. Clemenceau sei am 23. März von Compiègne, wo er mit Pétain gesprochen hatte, nach Paris zurückgekommen und habe Poincaré berichtet: „Die Sache steht sehr schlecht. Ich weiß nicht, ob wir nicht daran denken müssen, Paris zu räumen." Marschall Foch hat sich gegenüber Jules Sauerwein („Matin", 8. November 1920) ähnlich geäußert: „Nach allem, was ich hörte, war General Pétain im Begriffe, auf Paris zurückzugehen, General Haig auf das Meer. Das Tor stand den Deutschen offen: das bedeutete die Niederlage." Im „Matin" (13. November 1920) wird behauptet, Pétain habe bereits die Befehle zum Rückzug gegeben. Laure verteidigt den General Pétain. Er habe das Äußerste geleistet, um Verstärkungen heranzubringen und ständig seinen linken Flügel nach Norden nach der Somme zu verlängern. Bis zum 5. April habe er 14 Generalkommandos, 2 Stäbe von Kavalleriekorps, 45 Infanteriedivisionen und 6 Kavalleriedivisionen nach der Gegend nördlich der Oise herangeführt. General Fayolle habe den Befehl über alle englischen und französischen Truppen zwischen der Oise und Peronne übernommen. Dieses „Rennen nach der Somme" habe die Lage gerettet. Laure bezeichnet es als Legende, daß Pétain auf Paris zurückgegangen sei, kann aber nicht bestreiten, daß einzelne Befehle zu Mißdeutungen Anlaß geben konnten. Von anderer Seite wird zugegeben, daß Pétain am 23. den Feldmarschall Haig in seinem Hauptquartier aufgesucht und ihm erklärt habe, er sei gezwungen an die Deckung von Paris zu denken und seinen linken Flügel dementsprechend zurückzubiegen, wenn die Engländer ihren Rückzug nach Norden fortsetzten. Haig habe daraufhin versprochen, alles zu tun, um die Verbindung mit den Franzosen bei Amiens aufrechtzuerhalten. („Illustration" vom 25. 3. 1922.)

Ein anschauliches Bild der Lage und der Stimmung im Lande entwirft Pierrefeu. Das Land hinter der angegriffenen Front habe einen traurigen Anblick geboten. In langen Reihen wanderten überall verwundete oder erschöpfte Engländer, mit zerfetzten Kleidern und abgezehrtem Gesicht, den Feldlazaretten zu und kreuzten die vormarschierenden

französischen Truppen. Hier und da saß eine Gruppe dieser Unglücklichen auf einem Steinhaufen, sie aßen und tranken und machten den Eindruck von erschütterten Soldaten, denen noch das schreckliche Getöse der Schlacht, das Zischen der Geschosse und das Springen der Granaten im Kopfe dröhnt. Flüchtende Frauen, Kinder, Greise schleppten Matratzen, beladen mit Bündeln und Hausgerät. Wir waren wieder bei den jammervollen Tagen der Invasion angekommen. Das Große Hauptquartier mußte von Compiègne nach Provins zurückverlegt werden. Seine plötzliche Abreise erschien als Flucht und steigerte die Aufregung der Bevölkerung.

Ähnlich schildert ein Offizier der 5. französischen Kavalleriedivision die Lage hinter der Front („Revue militaire générale" Mai/Juni 1921): Am 26. März bot sich ihm bei Roye ein trauriges Bild. Englische Artilleriekolonnen, Trains, Gruppen von Nachzüglern und viele einzelne Mannschaften waren im Marsch nach Montdidier. Überall sah man im Stich gelassene Munitionsdepots. „Es war das schmerzliche Bild einer verlorenen Schlacht, das ich erblickte. Seit 1914 hatte ich dergleichen nicht mehr gesehen. Ich hatte nicht geglaubt, daß ich diese traurigen Stunden noch einmal erleben müßte." Das ganze Volk war auf der Flucht vor der Invasion. Alle Dörfer waren verlassen, die Einwohner wanderten in endlosen Zügen mit ihren Habseligkeiten auf den Straßen daher, dazwischen kamen Viehherden, dann wieder marschierende Truppen. An Wegekreuzen war alles verstopft.

Am 26. März fand ein großer Kriegsrat in Doullens statt, an dem der englische Kriegsminister, Lord Milner, der Chef des englischen Generalstabes, General Wilson, Poincaré, ferner Clemenceau, Pétain, Haig und Foch teilnahmen. Es war eine denkwürdige Sitzung, die einen Wendepunkt bedeutete. Man erkannte die Notwendigkeit einer einheitlichen Leitung. Die Stimmung war sehr gedrückt. Der englische Major Lytton, der zufällig hinzukam und die große Versammlung von Staatsmännern und Militärs sah, hatte den Eindruck, „als wenn er einer Konsultation berühmter Ärzte am Bette eines Sterbenden beiwohnte". Nur General Foch zeigte einen starken Optimismus und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit auf sich. Er war durchaus für Standhalten. Auf ihn fiel dann auch die Wahl, er erhielt den Auftrag, die Operationen der Verbündeten „auf der Westfront in Einklang zu bringen. Er hat sich hierzu mit den beiden Oberbefehlshabern ins Einvernehmen zu setzen, die ihm die erforderlichen Unterlagen zu geben haben". Das Verdienst, die Wahl auf Foch gelenkt zu haben, kommt Lord Milner zu. Während der Beratung nahm er Clemenceau beiseite und empfahl ihm Foch. Clemenceau überzeugte sodann den General Pétain und Milner den Feldmarschall Haig



von der Notwendigkeit einer gemeinsamen oberen Leitung. (Wright a. a. O. und „Daily Telegraph“ 7. und 8. 2. 1921.) Ausdrücklich bezeugt Foch (in der Vorrede zu der französischen Ausgabe der Kriegsberichte Haigs), daß Haig bereitwillig zustimmte.

Zu einem wirklichen einheitlichen Oberbefehl kam man noch nicht. Erst als die Krisis andauerte, wurde am 3. April auf einer neuen Konferenz in Beauvais dem General Foch die „strategische Leitung der militärischen Operationen“ übertragen. Jeder der beiden Oberbefehlshaber behielt aber „die volle Freiheit in der taktischen Führung seines Heeres und das Recht der Berufung an seine Regierung, falls nach seiner Ansicht sein Heer durch die Anweisung des Generals Foch gefährdet würde“. Erst nach dem neuen deutschen Angriff erhielt General Foch am 24. April den „Oberbefehl über die verbündeten Armeen“. Die Not der Lage hatte dazu gezwungen, alle Bedenken beiseite zu setzen und die Schwierigkeiten, die einer Koalition stets anhaften, zu überwinden. Lytton meint, sonst wäre der Krieg verloren worden! Auch Maurice hält diese Entscheidung für eine der wichtigsten des ganzen Krieges.

Der amerikanische General Bliß, der Vertreter Amerikas im Obersten Rat, hat sich darüber folgendermaßen geäußert („Army and Navy Journal“ vom 3. Januar 1920): „Die fehlgeschlagene Unternehmung an den Dardanellen wurde nur durch die Furcht eines Teiles der Verbündeten veranlaßt, daß sich Rußland schließlich in ihren Besitz setzen würde. Dem wollte man zuvorkommen. Englands Interesse ging hauptsächlich dahin, zu verhindern, daß die Deutschen die Kanalküste erreichten. Es wollte sich selbst dort so festsetzen, daß es nicht vertrieben werden konnte. Frankreich strebte hauptsächlich danach, die verlorenen Provinzen wiederzugewinnen, während Italien und Serbien ihren Sonderzielen nachgingen. Nach den verschiedenen großen Fehlschlägen der Alliierten und nach dem ungeheuren Mißgeschick des Frühjahres 1918 sah man die Notwendigkeit eines einheitlichen Oberbefehls ein.“

Foch war Ende März vor allem bestrebt, die Front bei Amiens zu versteifen und alle entbehrlichen Kräfte dorthin zu ziehen. „Die Hauptsache war für den Augenblick, die Verbindung zwischen Franzosen und Engländern aufrecht zu halten. Das drückte er in der einfachsten und klarsten Form aus: Deckung von Amiens! Paris und die Kanalhäfen sind gewiß lebenswichtige Ziele, aber sie trennen, sie kommen später in Betracht. Das Genie Fochs setzt an ihre Stelle ein unmittelbares, nahes und einigendes Ziel: Amiens!“ (J. R., „Foch.“) Die deutsche Offensive kam zum Stehen, zunächst Ende März bei Arras, dann Anfang April auch auf dem linken Flügel. „Die deutsche Linie sprang weit vor. Es

war klar, daß Ludendorff, wollte er sein Ziel erreichen, die Basis des Dreiecks erweitern mußte. Hierzu mußte er die französische Front in Richtung auf Montdidier, die englische auf Arras zu angreifen. Wir erwarteten den Angriff bei Arras zum 28., er traf an dem vorausgesagten Tag ein. Das Gelände an dieser Front war zur Verteidigung günstig." (Lytton.)

Demnächst schuf sich Foch Reserven durch Herausziehen von Divisionen aus der Champagnefront sowie durch einige aus Italien zurückkommende Divisionen. Er wollte dem Gegner die Initiative entreißen und plante bereits einen Gegenangriff der Franzosen bei Montdidier, der Engländer beiderseits der Somme. Am 8. April besprach er die Einzelheiten mit Haig, als am 9. unser Angriff in Flandern losbrach. Auch wir wollten die Initiative behalten. Daß dies kein bloßes Schlagwort war, wie man dem General Ludendorff vorgeworfen hat, geht aus dieser Schilderung hervor. Erst dann mußte die Initiative aufgegeben werden, wenn sie aus Mangel an Kräften aussichtslos wurde.

Die Schlacht bei Armentières.

Unser Angriff in Flandern bei Armentières am 9. April traf unter anderen auf zwei portugiesische Divisionen, die am anderen Tage abgelöst werden sollten! Sie wurden zertrümmert. Die Angriffsrichtung war für die Engländer höchst gefährlich. Feldmarschall Haig will schon früh bemerkt haben, daß ein Angriff nördlich des Kanals von La Bassée nahte. Anfang April sei zu erkennen gewesen, daß die Angriffsvorbereitungen des Gegners sich dem Ende näherten, ohne daß man sich über die Ausdehnung und Stärke des Angriffs klar war. Haig hält den deutschen Angriff für durchaus begründet. Das weite Vordringen der Deutschen im März über Noyon und Montdidier habe zu einer Front geführt, deren Flanke sehr ausgedehnt gewesen sei. Da die Verbindungen innerhalb dieses Gebietes unzureichend waren, sei diese Flanke außerordentlich von einem französischen Gegenangriff bedroht gewesen. Um dieser Gefahr vorzubeugen und um die Initiative zu behaupten, hätten die Deutschen ihre Offensive unverzüglich fortsetzen müssen. Haig hat mit diesem Urteil durchaus recht, wenn wir auch in der Tat mit unserer Offensive weitergehende Ziele verfolgten. Solange wir im Frühjahr und Sommer die Vorhand hatten und die Kräfte der Gegner vollauf in Anspruch nahmen, waren die durch unsere Angriffe im März, April und Mai bei Amiens, Armentières und an der Marne entstandenen, feindwärts ausspringenden Bogen für uns ohne große Gefahr. Sie wurden stark gefährdet und unhaltbar, sobald diese Bedingungen von Mitte Juli ab nicht mehr erfüllt waren.

Haig gibt weiterhin zu, daß durch unseren Märzangriff die englischen Reserven völlig erschöpft worden seien. Er war genötigt gewesen, zehn Divisionen aus dem nördlichen Abschnitt der englischen Front heranzuziehen und sie dort durch abgekämpfte Divisionen von der Somme zu ersetzen. Hierbei hatte er damit gerechnet, daß bei normalen Verhältnissen in Flandern der Zustand des Geländes vorläufig größere Operationen verhinderte. Infolgedessen sei der Abschnitt nördlich von den Portugiesen bis zum Kanal Ypern—Commines größtenteils mit Divisionen besetzt gewesen, die bereits an der Schlacht im März teilgenommen hatten. Von den 58 britischen Divisionen hätten im ganzen 46 bereits an der Somme gekämpft. Es geht hieraus hervor, daß der der deutschen Heeresleitung gemachte Vorwurf, sie habe sich über den Verbrauch der englischen Reserven eine übertriebene Vorstellung gemacht, nicht zutrifft.

Am 12. April waren, wie Maurice berichtet, die Deutschen nahe daran, den wichtigen Knotenpunkt Hazebrouck zu nehmen. Es wurde schon erwogen, die Zugänge zu Dünkirchen und Calais zu überfluten. Haig mußte aus dem Flandernbogen zurückweichen, den er mit so schweren Opfern im Jahre vorher erkämpft hatte. Ypern vermochte er in der neuen Linie gerade noch zu decken. Haig sei sehr nahe am Ende seiner Kraft gewesen. Roch (a. a. O.) sagt sogar: „Eine Zeitlang schien es, als ob unsere Heere auf einen Raum beschränkt werden würden, innerhalb dessen sie, mit dem Rücken gegen das Meer, nicht mehr hätten operieren können. Dann wären sie genötigt gewesen, die Kanalhäfen aufzugeben und sich nach dem südlichen Ufer der Somme zurückzuziehen, um die Verbindung mit den Franzosen festzuhalten."

Haig sah sich genötigt, den General Foch um französische Hilfe zu bitten. Im französischen Hauptquartier war man, wie Laure berichtet, darüber wenig erbaut. Die Franzosen hätten eine Front von 600 km inne, während die Engländer auf dem Raum von 200 km Breite zusammengedrängt gestanden hätten. Foch war für eine mittelbare Unterstützung durch einen Angriff auf Moreuil—Montdidier, wobei Haig die Aufgabe eines flankierenden Angriffs nördlich Amiens zufiel. Aber dieser glaubte alle Kräfte für den Kampf in Flandern nötig zu haben und wollte sogar den Bogen bei Ypern räumen. Foch war gegen eine Aufgabe des Geländes, die vom Feind als Zeichen von Schwäche aufgefaßt werde. Anderseits glaubte der Führer der für den Angriff bei Montdidier vorgesehenen französischen Heeresgruppe, General Fayolle, den Angriff ohne Mitwirkung der Engländer nicht ausführen zu können. So mußte sich Foch zur unmittelbaren Unterstützung der Engländer entschließen.

Nach Angabe Laures waren bis zum 30. April 14 französische Infanterie- und 3 Kavalleriedivisionen in Flandern versammelt. Das Eintreffen des II. italienischen Armeekorps hinter der Mitte der französischen Front sei nur ein schwacher Ersatz für diese Abgabe gewesen. General Pétain richtete daher seinen Blick auf die in Frankreich bereits eingetroffenen amerikanischen Truppen, die sich reichliche Zeit zur Ausbildung nahmen. Er drängte den General Pershing, die französischen Divisionen durch amerikanische Mannschaften zu verstärken. Pershing lehnte aber ab und „blieb vor allem seinem nationalen Gedanken treu: er wollte mit einer geschlossenen amerikanischen Armee in die Front treten und — abgesehen von einigen kleineren Zugeständnissen in kritischen Stunden — niemals in eine Vermischung einwilligen. Nur geschlossene Divisionen stellte er zur Verfügung, sobald sie kampfbereit waren, mit der bestimmten Absicht, sie unter seinem unmittelbaren Befehl zu vereinigen, wenn sie zahlreich genug wären, um eine Armee zu bilden".

Unsere Offensive bei Armentières mußte Ende April abgebrochen werden, nachdem wir noch in den Besitz des beherrschenden Kemmel gekommen waren. Eine entscheidende Wirkung haben wir nicht erreicht. Der taktische Erfolg war zwar geringer als an der Somme, immerhin aber recht bedeutend. Wir waren dem Ziele nähergekommen, als wir selbst gewußt haben.

Die Lage der Entente Ende April.

Haig schildert seine Lage Ende April, nachdem eine Kampfpause eingetreten war, als kritisch. Es hatte der ganzen britischen Kraft bedurft, um die schweren deutschen Anstürme im März und April abzuwehren. Nun war eine große Erschöpfung eingetreten. Verstärkungen aus England und aus den übrigen Kriegsschauplätzen kamen nur langsam an. Inzwischen konnten nicht alle Divisionen auf der erforderlichen Stärke gehalten werden. Anfang Mai mußten acht Divisionen aufgelöst werden, zwei andere bestanden nur noch in ganz geringer Stärke. Fünf Divisionen waren an einer Kampffront nicht verwendbar und wurden Ende April an einem ruhigen Abschnitt innerhalb der französischen Front eingesetzt. Foch stellte dafür einige französische Divisionen als Reserve hinter der Flandernfront bereit. Im ganzen blieben hiernach 45 britische Divisionen, größtenteils nur in geringer Stärke, an der britischen Front verwendungsbereit. Drei Viertel davon waren aber an den bisherigen Kämpfen beteiligt gewesen, waren äußerst ruhebedürftig und zählten in ihren Reihen eine große Zahl ungenügend ausgebildeter und gänzlich unerfahrener Rekruten.

Auch die Franzosen hatten einen großen Teil ihrer Reserven an der Somme und nördlich der Lys verbraucht. Die Amerikaner waren noch nicht so weit bereit, um eine Änderung der Lage herbeizuführen. „Mit einem Wort, die Front der Alliierten war zwar durch die feindliche Offensive nicht durchbrochen worden, aber sie hatten alle Hilfsquellen in Anspruch nehmen müssen, während der Gegner bei Amiens und Hazebrouck sich strategischen Punkten von größter Wichtigkeit genähert hatte. Unter diesen Umständen konnte der Möglichkeit einer unmittelbaren Fortsetzung der feindlichen Offensive nur mit größter Besorgnis entgegengesehen werden." (Haig.)

Carnegie Endowment („War Government of the British Dominions") gibt ein Telegramm des englischen Ministerpräsidenten an den Generalgouverneur von Kanada vom 1. April bekannt, in dem um sofortige Maßnahmen zur Aushebung neuer Kräfte gebeten wurde. „Ich möchte die Regierung von Kanada auffordern, ihre tapferen Truppen in möglichst weitem Umfang und in möglichst kurzer Zeit zu verstärken. Niemand soll sagen können, daß das, was das entlegenste unserer Dominien tun kann, zu spät geschehen sei. Bis der Krieg zu Ende ist, zählt der letzte Mann."

Die deutsche Oberste Heeresleitung ist bei uns nach dem Kriege vielfach angegriffen worden, weil sie die Wirkung ihrer Siege im März und April auf das englische Heer und den Verbrauch der feindlichen Reserven überschätzt habe. Die vorstehend angeführten Äußerungen unserer Gegner beweisen, daß das keineswegs der Fall war. Diese Äußerungen sind von größter Wichtigkeit für die Beantwortung der Frage, ob unsere Offensive im Jahre 1918 begründet und aussichtsvoll war.

Die Entente in Erwartung eines neuen Angriffs.

In der Zeit von Ende April bis zum 27. Mai wiederholte sich in Frankreich dieselbe Aufregung wie vor dem 21. März. Pierrefeu schildert sie eingehend. Offenbar bereiteten die Deutschen einen neuen Stoß vor. Die bange Frage war, wo werden sie diesmal angreifen? Aus den schrecklichen Ereignissen hatte man die Lehre gezogen, daß der Gegner eine neue Kampfweise erfunden und in vollkommener Weise gehandhabt hatte. In Galizien, bei Riga und in Italien hatten die Deutschen sie zuvor versucht und nun in Frankreich auf einer breiten Front ausgeführt. Man hatte dieses Verfahren in Frankreich zuvor wohl erkannt, glaubte aber, daß es auf dem westlichen Kriegsschauplatz nicht anwendbar sei. Nun schien plötzlich hier kein Teil der Front mehr sicher gegenüber diesem neuen Angriffsverfahren. Überall wo der Feind überraschend mit seinen, zum schnellen

Vordringen ausgebildeten und ausgerüsteten Truppen angreifen würde, mußte man auf einen völligen Durchbruch gefaßt sein. Man stand vor einem neuen Ereignis. Das erstaunlich schnelle Manövrieren des Gegners, die Schnelligkeit, mit der er den Angriff an einen neuen Punkt verschob und abwechselnd die schwachen Stellen angriff, die Wirksamkeit seines Kampfverfahrens, die kurze und mächtige Artillerievorbereitung, die Gewandtheit der Truppen, sich im Gelände vorwärts zu arbeiten, hatten völlig überrascht. Man hatte kein geeignetes Verteidigungsverfahren hiergegen zur Verfügung. Die Gegenangriffe kamen bald zum Stehen. Das Ganze hatte etwas Wunderbares. Solche Angriffssprünge hatte man bis dahin noch nicht erlebt. Derartige Erfolge ließen sich nicht improvisieren, sie waren das Ergebnis einer sorgfältigen Ausbildung der Truppe und der Führer. Man mußte eine neue Methode erfinden, die man den Deutschen entgegenstellen konnte. Mit Sorge sah man, wie die Reserven dahinschmolzen, und mußte sich fragen, ob die Truppen noch lange unter diesen Verhältnissen ausreichen würden.

Sollte man den feindlichen Angriff erwarten, um schließlich vernichtet zu werden, oder sollte man ihm durch den Angriff zuvorkommen? Dieselbe Frage wie vor dem Märzangriff tauchte auf. Pierrefeu bezeichnet es als Legende, daß man Pétain als Vertreter der ersteren Ansicht, Foch als den der letzteren bezeichnete. Man sprach von der Methode Foch, der Methode Pétain. Tatsächlich war es Foch, der drei Monate lang entschlossen bei der Defensive blieb und keineswegs sich in Abenteuer stürzte. Auch Haig war der Ansicht, daß alles darauf ankomme, Zeit zu gewinnen, bis die amerikanischen Armeen bereit seien. Gelinge es, die Front bis zum August unversehrt zu erhalten, so sei zu hoffen, daß man in der zweiten Hälfte des Jahres die Offensive ergreifen könne.

Zunächst handelte es sich darum, den nächsten Schlag zu parieren. Anfang Mai mußte man sich schlüssig werden. Vom operativen Standpunkt aus wäre es für die Deutschen am vorteilhaftesten gewesen, wenn sie erneut die Trennung der Engländer von den Franzosen erstrebt hätten. Die Folgen wären unberechenbar gewesen. Aber der erste Versuch war gescheitert. Die Engländer und Franzosen waren an dieser Stelle auf der Hut. Der zweite Versuch konnte teuer zu stehen kommen, er konnte nur durch Gewalt gelingen, Überraschung war ausgeschlossen. Der Preis lohnte aber den Versuch. Man mußte sich also darauf vorbereiten und seine Reserven hier bereithalten. Auch Haig berichtet, man habe damals vielfach angenommen, daß der Gegner seinen Angriff in breiter Ausdehnung auf der Front Arras—Amiens—Montdidier wieder aufnehmen würde. Gelang es ihm, Amiens zu nehmen, das französische und das englische Heer von-

einander zu trennen und längs der Somme gegen die Küste vorzudringen, so konnte er einen großen, vielleicht entscheidenden strategischen Erfolg erringen.

Wie aber, wenn Ludendorff an einem anderen, entfernten Punkt angriff? Würde man rechtzeitig dorthin kommen? Eine Verteilung der Reserven auf die ganze Front gab nirgendwo die nötige Sicherheit, wenn man dadurch vielleicht auch eine Katastrophe vermied. Foch entschloß sich, seine Reserven an der Somme und an der Lys zu gruppieren. Die deutsche Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht von Bayern hatte Reserven hinter der Front stehen. Die Engländer, nach den bösen Erfahrungen nervös geworden, verlangten Unterstützung. Die französische Heeresleitung nahm an, daß der entscheidende deutsche Angriff mit einem ablenkenden Vorstoß an anderer Stelle verbunden sein würde. Das hatte man schon 1916 bei Verdun und am 21. März 1918 geglaubt. Nach einem Angriff in der Champagne konnten die Deutschen sich schnell gegen die Engländer wenden. Das waren nach Pierrefeu die Gründe, die Foch bewogen, seine Reserven nach dem Norden zu verschieben. Pétain soll dagegen gewesen sein und versucht haben, einige Reserven zurückzubehalten. Foch bestand aber auf seinem Vorhaben.

Major Laure, von dem man annehmen muß, daß er zutreffend unterrichtet war, gibt in seinem Buche eine Karte mit genauer Einzeichnung der alliierten Reserven am 20. Mai. Von Belfort bis zur Meeresküste standen in der Front 115 Divisionen (Franzosen, Engländer, Amerikaner, Italiener, Belgier), davon mehr als die Hälfte, 68 Divisionen, nördlich der Oise. In Reserve befanden sich hinter der Front im ganzen 73 Infanterie-Divisionen und 10 Kavallerie-Divisionen, davon der überwiegende Teil, 51 Infanterie- und 7 Kavallerie-Divisionen, nördlich der Oise. Die französischen Divisionen, die in vorstehenden Zahlen einbegriffen sind, waren folgendermaßen verteilt: Von 65 in der Front stehenden Divisionen waren 24 nördlich der Oise. (Die französische Front reichte bis zur Somme. Außerdem standen 6 Divisionen am linken englischen Flügel nordöstlich Hazebrouck.) Von 38 Infanterie- und 6 Kavallerie-Divisionen, die in Reserve zurückgehalten waren, befand sich die Hälfte, 19 Infanterie- und 3 Kavallerie-Divisionen, nördlich der Oise. Es ergibt sich hieraus das Bild einer starken Massierung der alliierten Streitkräfte sowohl in der Front wie in der Reserve auf dem linken Flügel von der Oise bis zum nördlichen Flandern. Von den 19 hinter dieser Front in Reserve stehenden französischen Divisionen befanden sich 11 Infanterie-Divisionen in dem Raum zwischen Oise und Somme, 8 nördlich davon hinter der englischen Front, 3 Kavallerie-Divisionen hinter Amiens.

6*

Es kann hiernach kein Zweifel sein, daß unser Angriff bei Soissons und Reims am 27. Mai die Alliierten überrascht hat, und daß die Verteilung ihrer Reserven äußerst ungünstig für sie war. Laure wirft die Frage auf, warum der Oberbefehlshaber der Alliierten trotz der drohenden Gefahr die Masse der französischen Reserven nördlich der Oise aufgestellt habe. „Warum hat er in den schmerzlichen Stunden uns so wenig durch sein Genie unterstützt? Warum hat er seine Aufmerksamkeit stets hauptsächlich dem Kriegsschauplatz nördlich der Oise zugewendet?“ Laure meint, es sei dies aus unbedingtem Vertrauen zur französischen Armee geschehen. „General Foch scheint überzeugt gewesen zu sein, daß sie sich in der schwierigsten Lage selbst helfen würde.“ Sein Plan, den er ständig verfolgt habe, habe dahin gezielt, mit der Masse der Truppen von Westen nach Osten gegen die nördliche Flanke und die wichtigsten Verbindungen des Feindes vorzugehen, um ihn gegen die Ardennen zu werfen.“ Die Erklärung Laures ist wenig stichhaltig. Um weitgreifende Offensiven handelte es sich für Foch gar nicht, sondern um die Abwehr eines drohenden Angriffs. Er hat sich geirrt und seine Reserven falsch gruppiert.

Die Maischlacht bei Soissons und Reims.

Am 27. Mai erfolgte unser Angriff. In der Schlacht bei Soissons und Reims errangen wir einen überraschend großen Erfolg und gelangten bis zur Marne. Anfang Juni stellten wir unser Vorgehen ein.

Der Maiangriff hatte die Franzosen völlig überrascht. Gerade hier am Chemin des Dames hatten sie am allerwenigsten einen Angriff erwartet. Man hatte die Stellung für uneinnehmbar gehalten. Die Vorschriften Pétains (S. 68) waren nicht befolgt worden. Der Kampf wurde in der vordersten Stellung angenommen, nicht in der zweiten Stellung. Aus moralischen Gründen glaubte man den Chemin des Dames nicht von vornherein aufgeben zu können. Laure meint, man habe auch ein gewisses Vorurteil gehabt: Die Engländer seien zwar vor dem deutschen Ansturm gewichen, die Franzosen würden halten.

Die Stellung galt als ruhige Front. Vier abgekämpfte englische Divisionen, davon drei in der Front, eine in Reserve, befanden sich in dem angegriffenen Abschnitt. Sie hatten sich hier erholen sollen, waren aber noch sehr übermüdet und hatten nur geringe Stärke. Ihre Moral war nach den Niederlagen noch nicht völlig hergestellt (Laure). Auch die französischen Divisionen, die Abschnitte von 6 bis 12 km Breite innehatten, waren durch die Grabenarbeit ermüdet.

Die 6. Armee, die hier stand, hatte nicht das geringste von den deutschen Vorbereitungen gemerkt. Bis zum 25. Mai herrschte völlige

Ruhe vor der Front. Die erste Nachricht von dem bevorstehenden Angriff kam am 26. durch zwei deutsche Gefangene, einen Vizefeldwebel vom 26. Jäger-Bataillon und einen Mann vom 13. Jäger-Bataillon, beide zur 197. Division gehörig. Ihre Namen sind von französischer Seite bekanntgegeben. („Revue militaire générale", August 1921.) Sie sollen Tag und Stunde des Angriffs richtig angegeben haben. Pierrefeu macht darüber auf Grund eines Berichtes der 6. französischen Armee vom 4. Juli 1918 genauere Angaben. Danach lag bei ihr bis zum 26. Mai kein ernstliches Anzeichen vor, das auf einen bevorstehenden Angriff hätte schließen lassen. An diesem Tage morgens wurden zwei Gefangene gemacht, ein Soldat und ein Offizieranwärter. Der Soldat sprach von Angriffsabsichten, Patronen und Handgranaten seien verteilt worden. In dieser oder der folgenden Nacht sei der Angriff geplant. Er wollte tags vorher Mannschaften von Garderegimentern gesehen haben. Der Offizieranwärter behauptete, von Angriffsabsichten nichts zu wissen. Man drang in einem erneuten Verhör auf ihn ein und stellte ihm vor, daß es als Spionage behandelt werde, wenn er falsche Angaben machte. Auf diese Weise eingeschüchtert, machte er schließlich genaue Angaben über den für den folgenden Tag angesetzten Angriff. So wurde erst am Nachmittag vor dem Angriff die Gefahr erkannt.

Pierrefeu gibt zu, daß die deutschen Vorbereitungen mit einer erstaunlichen Sorgfalt geheimgehalten worden seien, meint aber, daß die Franzosen aus den Ereignissen vom 21. März nicht die nötige Lehre gezogen und das neue, auf Überraschung begründete deutsche Angriffsverfahren nicht hinreichend gewürdigt hätten. Nach der anfänglichen Bestürzung habe man sich damals schließlich bei dem Gedanken beruhigt, daß solche Angriffe nur gegen Russen und Italiener wirksam gewesen seien. Auch der deutsche Erfolg vom 21. März sei nur dem Umstand zuzuschreiben, daß er gegen die Engländer errungen worden sei, die man als mittelmäßig bezeichnete.

Als man am 26. Mai abends im Großen Hauptquartier die Nachricht von dem bevorstehenden Angriff gegen die 6. Armee erfuhr, war man zunächst in Sorge. Die Reserven befanden sich meist nördlich der Oise, vor Ablauf von zwei Tagen konnte keine Division herangebracht werden. Aber man tröstete sich mit der Stärke der Stellung. Um so größer war nachher die Bestürzung über das überraschend schnelle Vordringen der Deutschen. Clemenceau wurde in der Kammer interpelliert und hatte drei Stunden lang einen schweren Stand. Viele Abgeordnete wurden ängstlich und verlangten nach einem anderen Oberbefehlshaber. Clemenceau behielt aber das Vertrauen zu der bisherigen Heeresleitung und setzte seine Ansicht durch.

Mangin berichtet, Foch habe den Angriff zunächst für eine Ablenkung gehalten und den Hauptangriff auf der englischen Front erwartet. Bis zum 29. habe er die Reserven dort belassen, so sehr Pétain ihn drängte, sie heranzuziehen. Erst als man erkannte, daß der deutsche Angriff auf die Marne zu weitergeführt wurde, seien die Reserven vom nördlichen Schauplatz herangezogen worden. Sobald sie ausgeladen waren, wurden sie einzeln in den Kampf geworfen. Einen Augenblick aber, bevor die ersten Divisionen ankamen, habe der Gegner nichts mehr vor sich gehabt. Château-Thierry war nur 50 km von Provins, dem Großen Hauptquartier Pétains, entfernt. Eine gute Straße verband die beiden Städte. Wenn auch die Brücken zerstört waren, konnten die deutschen Panzerkraftwagen über den Fluß gesetzt werden und bis zum Großen Hauptquartier voreilen, ohne auf irgendein Hindernis zu stoßen. Keine Truppe war da, um sie aufzuhalten. Man sperrte eiligst die Straße und dachte schon wieder daran, das Hauptquartier zu verlegen.

Das Eintreffen der Amerikaner.

In dieser Lage richtete sich die Stimmung des Landes auf durch das Erscheinen der Amerikaner.

Am 1. bis 3. Juni war eine Konferenz des Obersten Kriegsrates in Versailles. Von hier erging ein Hilferuf der Premierminister Frankreichs, Englands und Italiens an Wilson. Es bestehe die Gefahr, so hieß es darin, daß der Krieg verlorengehe, wenn die Unterlegenheit der Alliierten nicht durch schleunige Ankunft amerikanischer Truppen behoben würde. Nur dadurch könne eine Niederlage der Alliierten abgewendet werden, sonst würden deren Reserven früher als die der Deutschen erschöpft sein.

Shaw Sparrow („The Fifth Army in March 1918) führt eine Rede an, die Lloyd George am 7. Dezember 1918 gehalten hat und in der er schildert, wie Wilson von ihm um Hilfe angegangen worden ist: „Ich werde nie den Morgen vergessen, an dem ich das Telegramm an den Präsidenten Wilson sandte, worin ich ihm unsere Lage schilderte und die Notwendigkeit auseinandersetzte, so schnell als möglich Hilfe aus Amerika zu schicken. Ich forderte ihn auf, 120000 Mann monatlich nach Europa zu senden. Wir würden dann unser Bestes tun, um sie zu befördern. Am nächsten Tage kam Antwort vom Präsidenten Wilson: Sendet Eure Schiffe her, und wir wollen 120000 Mann schicken. Dann bat ich Sir Joseph Maclay, den Schiffskontrolleur, zu mir und sagte: »Schicken Sie jedes Schiff, das Sie schicken können.« Sie wurden alle für den Handel

notwendig gebraucht, da bei uns große Knappheit herrschte. Es gab nichts, was nicht dringlich war. Aber wir sagten uns: jetzt ist die Zeit gekommen, wo wir ein Risiko auf uns nehmen müssen. Wir nahmen ein Risiko auf uns in bezug auf die Ernährung, wir nahmen ein Risiko auf uns in bezug auf die Rohstoffe. Die Hauptsache war, daß die Truppen auf jeden Fall herübergeschafft wurden. Amerika schickte 1900000 Mann, von denen 1100000 durch die britische Handelsmarine befördert wurden."

Über das Eintreffen der Amerikaner auf dem europäischen Kriegsschauplatz liegen zuverlässige Nachrichten vor. (Réquin, „America's race to victory".) Die ersten geschlossenen Truppenteile landeten in Frankreich im Juni 1917. Im März 1918 betrug die Stärke der amerikanischen Truppen auf dem westlichen Kriegsschauplatz 329000 Mann. Zu Beginn unserer Offensive waren sieben Divisionen formiert, darunter aber nur eine wirkliche Kampfdivision. Drei waren zum Anlernen in die Front eingesetzt, die anderen befanden sich noch in der Ausbildung. Waren seit dem Sommer 1917 monatlich zwischen 30000 und 40000 Mann gelandet, so stieg die Zahl im März 1918 auf rund 75000, im April auf über 100000 und betrug in den folgenden Monaten 200000 bis 300000. Im Juli 1918 waren im ganzen bereits über eine Million gelandet, im November 1918 über zwei Millionen. Am Tage des Waffenstillstandes waren 43 amerikanische Divisionen vorhanden, wovon allerdings nur 28 zum Kampf verfügbar waren.

Bereits im Mai und Juni traten amerikanische Truppenteile bei den Kämpfen auf, gegenüber unserem Juliangriff leisteten amerikanische Divisionen kräftigen Widerstand. Bei dem französischen Gegenangriff am 18. Juli spielten sie bereits eine große Rolle. Ende August konnte der Wunsch Pershings erfüllt werden: eine selbständige amerikanische Armee rückte in die Front an der Maas ein, eine zweite wurde später gebildet. Beide gewannen in den Kämpfen des Sommers und Herbstes 1918 eine ausschlaggebende Bedeutung.

Shaw Sparrow bemerkt mit Recht: „Daß die Ententemächte nach dem März 1918 von den amerikanischen Truppen abhängig wurden, ist eine bedeutsame Tatsache, die die Historiker nicht außer acht lassen dürfen." Man war sich in England schon früh über die Abhängigkeit von Amerika klar. General Sarrail („Mon commandement en Orient") berichtet über eine Unterredung, die er bei einer Konferenz in Rom anfangs Januar 1917, also bevor Amerika in den Krieg eingetreten war, mit Lloyd George hatte. Lloyd George warnte den General Sarrail, den Oberbefehlshaber der „Orientarmee", davor, Gewalt gegen Griechenland zu gebrauchen.

Die Vereinigten Staaten könnten dadurch veranlaßt werden, uns nichts zu geben, und das wäre das Ende des Krieges." Daß die Mitwirkung der Vereinigten Staaten vom Frühjahr 1918 ab eine kriegsentscheidende Bedeutung erhielt, wurde in England keineswegs angenehm empfunden. Aber „jetzt überwand Lloyd George allen falschen Stolz und ließ Präsident Wilson von der ernsten, um nicht zu sagen verzweifelten Lage in Kenntnis setzen, in die die Alliierten gedrängt werden konnten: eines der tapfersten Dinge, die von irgendeinem Staatsmann während des ganzen Verlaufes des Krieges getan wurden". (Roch.) Man sieht, wie schwer Lloyd George der Hilferuf nach Amerika geworden sein muß.

Man hat unserer Heeresleitung vorgeworfen, daß sie das Eintreffen der Amerikaner in dem Umfang und mit der Schnelligkeit, wie es geschehen ist, nicht vorausgesehen habe. Dieser schwerwiegende Irrtum sei einer der Gründe, die den unglücklichen Ausgang des Krieges veranlaßt hätten. Tatsächlich haben wir geglaubt, daß der Schiffsraum unserer Gegner für große amerikanische Truppentransporte nicht ausreichen würde und daß die Transporte durch die U-Boote erheblich gestört werden würden. Hierin haben wir uns getäuscht. Unsere Annahme, daß die Masse der amerikanischen Armee vor Anfang 1918 nicht transportbereit und im Frühjahr 1918 noch nicht angriffsfähig sein würde, hat sich aber als richtig erwiesen. Unsere Schätzung, daß die amerikanischen Kräfte in Frankreich bis zum Frühjahr 1918 die Stärke von 15 Divisionen erreichen könnten, erwies sich sogar als zu hoch. Die außerordentliche Steigerung der Truppentransporte vom Frühjahr 1918 ab war aber für uns eine große Überraschung. Sie war es aber auch für unsere Gegner. In dieser Beziehung ist eine Rede von größtem Interesse, die Lloyd George bei der bereits erwähnten Konferenz in Paris im Mai 1917 hielt. Er sagte darin: „Die ganze Last des Krieges liegt auf den Schultern von Frankreich und Großbritannien. Was Rußland tun kann, ist ein Geheimnis; wieviel Italien tun kann oder will, wissen wir nur zu gut. Amerika ist bis auf weiteres eine unbekannte Größe, und wir dürfen noch für lange Zeit nicht auf militärische Unterstützung von dorther rechnen. Wenn der Krieg lange genug dauert, werden 500000 Amerikaner auf dieser Seite des Ozeans nützlich sein, aber wir müssen mittlerweile leben, und wir wissen nicht, ob wir nächstes Jahr den Schiffsraum haben werden, der nötig sein würde, um so bedeutende, von Amerika herübergebrachte Armeen zu versorgen." (Roch.)

Die lebendige Schilderung, die Pierrefeu vom Eintreffen der Amerikaner entwirft, läßt die außerordentliche Tragweite der amerikanischen Hilfe erkennen. Er berichtet, wie auf den Straßen über Coulommiers und

Meaux in ununterbrochenen Reihen die Amerikaner eng gedrängt auf Lastkraftwagen, die Weisen ihres Landes singend, unter dem Jubel der Bevölkerung daherfuhren. Der Anblick dieser prächtigen Jugend von jenseits des Meeres, dieser jungen Leute von 20 Jahren, alle glatt rasiert, strahlend von Kraft und Gesundheit in ihrer neuen Ausrüstung, wirkte Wunder. „Ergreifend war der Gegensatz zu den französischen Regimentern, deren Mannschaften in abgerissenen Kleidern, abgezehrt und hohläugig, sich nur mit äußerster Anstrengung aufrechthielten. In neuen Wellen kam das Leben heran, um dem fast blutleeren Körper Frankreichs frische Kraft zu bringen. So kam es, daß in diesen Tagen der Prüfung, als der Feind zum zweiten Male an der Marne stand und uns entmutigt glaubte, wider alles Erwarten ein unsagbares Vertrauen alle französischen Herzen ergriff."

Die Schlacht bei Noyon im Juni.

Anfangs Juni war die deutsche Offensive zum Stehen gekommen. Während die Mitte weit bis zur Marne vorgedrungen war, war der Angriff auf den Flügeln westlich Soissons und bei Reims hängen geblieben. Wiederum, jedoch noch ausgesprochener als im März, war ein weit vorspringender Bogen mit stark gefährdeten Flanken entstanden. In solcher Lage war es untunlich, zu dem geplanten großen Entscheidungsangriff in Flandern gegen die Engländer zu schreiten. Es mußte vorher versucht werden, die ausspringenden Bogen seitwärts zu erweitern und eine für die Verteidigung günstigere Linienführung zu erreichen, bevor man die Streitkräfte und Streitmittel zum Angriff nach Flandern neu gruppierte. Diesem Zweck diente der Angriff der 18. Armee am 9. Juni bei Noyon in Richtung auf Compiègne, durch den eine Verbindung zwischen dem Montdidier- und Marnebogen geschaffen werden sollte, und der große Angriff am 15. Juli beiderseits Reims, der zugleich starke feindliche Reserven dorthin ziehen und von dem späteren Flandernangriff ablenken sollte.

Der Angriff bei Noyon am 9. Juni hatte nur ein geringes Ergebnis und wurde bald abgebrochen. Die Kämpfe sind in taktischer Beziehung bedeutsam, weil sie die weitere Entwicklung des französischen Verteidigungsverfahrens zeigen. Die französische 3. Armee stand an der Oise gegenüber Noyon derartig bereit, daß sich die Divisionen erster Linie in der ersten, die Divisionen der Reserve in der zweiten Stellung befanden. Im Vergleich zu der Aufstellung am 27. Mai am Chemin des Dames war somit ein Fortschritt vorhanden, aber es war doch noch nicht völlig im Sinne Pétains verfahren worden. Die Kräfte waren auf zwei

Stellungen zersplittert und daher in keiner von beiden stark genug. Auch hatte man sich nicht zu der Anordnung entschließen können, daß die Divisionen erster Linie sich im Falle eines Angriffs auf die zweite Stellung zurückziehen sollten. Infolgedessen kamen am 9. Juni im Laufe des Kampfes bald die Truppen beider Linien durcheinander. Es gelang aber dem General Mangin, einen kräftigen Gegenangriff gegen die deutsche rechte Flanke am 11. Juni auszuführen. „Der Offensivgeist war wieder erwacht. Die Schlacht am Matzfluß und der Gegenangriff am 11. Juni waren die Vorbereitung für die Schlacht in der Champagne am 15. Juli und den Gegenangriff am 18. Juli." (Laure.)

Die österreichische Offensive in Italien.

Bald danach, am 15. Juni, begann die österreichische Offensive in Italien an der Brenta und der Piave, die zu einem völligen Fehlschlag führte. Ursprünglich hatte es im Plane der Entente gelegen, daß die italienische Armee, nachdem sie sich von der schweren Niederlage vom Herbst 1917 erholt und ihr Material mit französischer und englischer Unterstützung ergänzt hatte, die Offensive anfangs 1918 aufnehmen sollte, sobald das Gelände gangbar sei. Nachdem aber die deutsche Offensive im März in Frankreich begonnen hatte, mußten nach und nach im März und April die sechs französischen und fünf englischen Divisionen, die sich vom Herbst her noch in Italien befanden, auf den westlichen Kriegsschauplatz herangezogen werden. Foch und Clemenceau drängten trotzdem den General Diaz zu einem Entlastungsangriff. General Diaz plante eine solche Offensive zum 30. Mai, schob sie aber auf, als inzwischen Nachrichten über einen beabsichtigten österreichischen Angriff eingingen, der dann auch am 15. Juni erfolgte. („Revue militaire française", 1. 1. 1922.)

Die Vorbereitungen der Alliierten zur Abwehr des erwarteten neuen Angriffs im Juni und Anfang Juli.

Im Juni herrschte auf der Front beiderseits Reims nach französischer Angabe Ruhe. Aber hinter der deutschen Front wurde viel Bewegung, Zugverkehr, Bahnbauten, Munitionsdepots, Flugplätze durch Fliegererkundung und Gefangenenaussagen festgestellt. Das Oberkommando der 4. französischen Armee ordnete kleine Unternehmungen an, um Gefangene zu machen. Deren Aussagen machten einen deutschen Angriff etwa nach dem 10. Juli wahrscheinlich. Die Luftbilderkundung bestätigte die Angaben der Gefangenen. In der Zeit vom 7. bis 13. Juli bewirkte das Schießen der französischen Artillerie zahlreiche Explosionen von Munitionslagern

innerhalb der deutschen Front, was bekanntlich ein Zeichen feindlicher Angriffsvorbereitungen war. („Revue militaire générale“, November 1921. „France militaire“, 5. 1. 1922.) Seit Anfang Juli rechnete man auf französischer Seite sicher mit einem deutschen Angriff in der Champagne. (Laure und Lytton.) „Anfangs Juli kam eine sichere Nachricht aus elsässischer Quelle über die Schweiz nach Belfort an den dortigen französischen Nachrichtendienst.“ („Revue des deux mondes“, 1. und 15. 8. 1921.)

Diesmal fühlten sich die Alliierten sicherer. 250000 Amerikaner seien bereit gewesen, in die Front zu rücken. Wäre man, meint Pierrefeu, auf die eigenen Kräfte angewiesen gewesen, so hätte man nicht mit Sicherheit darauf rechnen können, auch bei diesem neuen Angriff dem Feinde den Weg zu verlegen. Sowohl die Engländer hätten Reserven verlangt, als auch Pétain. Ohne die Hilfe der Amerikaner sei es nicht möglich gewesen, diesen Anforderungen nachzukommen. Alles hätte auf dem Spiel gestanden, wenn fünf oder sechs Divisionen gefehlt hätten.

Tatsächlich hatte Haig, wie aus seinen Kriegsberichten hervorgeht, Besorgnisse, weil der englischen Front gegenüber hinter der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht zwischen Douai und Valenciennes starke deutsche Reserven ständen. Anderseits hielt es Foch für nötig, mit Rücksicht auf den beiderseits Reims drohenden Angriff, die französischen Truppen, etwa acht Divisionen, aus dem Flandernabschnitt heraus und an die französische Front heranzuziehen. Außerdem mußte Haig, wenn auch offenbar ungern, vier englische Divisionen an die französische Front abgeben und vier weitere nach der Gegend von Amiens an die Somme zur festeren Verbindung an der Naht der französischen und englischen Front schicken. Foch war dadurch instandgesetzt, vier französische Divisionen von hier nach seinem rechten Flügel zu ziehen. Diese Verschiebungen vollzogen sich rechtzeitig vor dem 15. Juli. An diesen Vorgängen zeigt sich deutlich der ausschlaggebende Umschwung, der sich seit unserer Märzoffensive in der Kriegführung der Alliierten durch den einheitlichen Oberbefehl vollzogen hat. Man kann diese Tatsache gar nicht hoch genug anschlagen. Es wäre sonst schwerlich möglich gewesen, die auseinandergehenden Interessen der Engländer und Franzosen dem großen allgemeinen Ziel unterzuordnen. Der 26. März, an dem die Konferenz in Doullens stattfand, war für uns Deutsche ein verhängnisvoller Tag, an dem die Aussichten unserer Kriegführung wesentlich gemindert wurden.

Pétains Verteidigungsverfahren.

Auch in taktischer Beziehung vollzog sich der Umschwung im Verteidigungsverfahren, den Pétain schon seit langem eingeleitet hatte, bis

zum 15. Juli so gründlich und folgerichtig, daß unser bisher glänzend bewährtes Angriffsverfahren demgegenüber versagte. Man hat es der deutschen Heeresleitung zum Vorwurf gemacht, daß unsere Artillerietaktik zu starr und schematisch gewesen sei. Hatte der Gegner sie erkannt, so war allerdings anzunehmen, daß er geeignete Abwehrmittel finden würde. Es ist aber schwer zu sagen, wie wir hätten anders verfahren sollen. Eine beweglichere, freiere Artillerieverwendung ließe sich wohl denken für den Fall, daß der Verteidiger vor dem Angriff in eine rückwärtige Stellung auswich; daß sie uns aber zum Durchbruch verholfen hätte, muß bezweifelt werden. Die Hauptsache war doch die Überraschung. Mißlang sie, erkannte der Verteidiger den bevorstehenden Angriff, so hatte er im Ausweichen ein wirksames Mittel. Auch eine elastischere Artillerietaktik entband uns nicht von der Notwendigkeit, planmäßig die neue feindliche Stellung anzugreifen. Inzwischen waren die feindlichen Reserven versammelt. Dann blieb nichts übrig als Zermürbungstaktik und Materialschlacht, mithin ein Bankerott der Kriegskunst. Dem Gegner stand ein neues Mittel zur Überraschung zur Verfügung, das wir leider entbehrten: der Tankangriff. Bald wußte er davon gefährlichen Gebrauch zu machen.

Pétain hatte am 24. und 27. Juni seine bisherigen Anordnungen nochmals in Anweisungen zusammengefaßt, um die bisher in der Anwendung noch herrschenden Unklarheiten zu beseitigen: Die Hauptwiderstandslinie soll der Wirkung der feindlichen Minenwerfer entzogen sein und daher mindestens 2000 m von der feindlichen Front entfernt liegen. Sie ist mit den Hauptkräften, zwei Dritteln oder drei Vierteln der Gesamtstärke zu besetzen. Vor ihr befinden sich schwache Vortruppen, um den Feind zu überwachen und kleine Unternehmungen abzuweisen. Hinter der Hauptwiderstandslinie stehen die herangeführten Verstärkungen in einer rückwärtigen Stellung bereit, um sie gegen den etwa durchgebrochenen Feind zu behaupten oder um zum Gegenangriff zu schreiten. Die Artillerie sollte in der Regel hinter der Hauptwiderstandslinie stehen. (Laure.)

In der Truppe hatte man nach den schlechten Erfahrungen, die man mit der Behauptung der ersten Stellung gemacht hatte, allmählich die Scheu überwunden, sie preiszugeben. Man hatte erkannt, daß sie bei einem starken Angriff in der Regel verloren ging, mochte man sie noch so stark besetzen. Gruppierte man sich nach der Tiefe und verlegte den Hauptwiderstand in eine rückwärtige Stellung, so litten die Truppen des Verteidigers weniger durch das feindliche Artilleriefeuer, während die Infanterie des Angreifers, wenn sie vor dieser Stellung eintraf, der Unterstützung durch ihre Artillerie entbehrte. Die Schwierigkeit bestand



darin, den Angreifer in den Glauben zu versetzen, daß nach der bisherigen Gepflogenheit die erste Stellung verteidigt werde. Eine Reihe von Anordnungen wurde zu diesem Zweck getroffen: Besetzung der ersten Stellung durch Infanterieabteilungen verschiedener Regimenter, Beibehaltung und Verstärkung der Fernsprech- und Funkerverbindungen, Wanderbatterien.

Es mußte auf diese Verhältnisse genauer eingegangen werden. „Dieses Manöver", sagt General X. Y., „war der taktische Grund des Sieges, denn es hielt nicht nur den Feind auf, sondern es brachte ihm auch so schwere Verluste bei, daß sich die Stärkeverhältnisse erheblich verschoben."

Der Juliangriff an der Marne und in der Champagne.

Am 15. Juli erfolgte unser letzter großer, von den Franzosen lange erwartete Angriff beiderseits Reims. Pierrefeu bezeichnet diesen Tag als den Höhepunkt des Feldzuges von 1918. An diesem Tage sei das Gleichgewicht der Kräfte gebrochen worden, von da ab habe sich die Wage unaufhörlich auf der einen Seite gehoben, auf der anderen gesenkt. Dies mußte den Ausschlag geben, während Tapferkeit und Kampflust auf beiden Seiten ungefähr gleich waren.

Östlich Reims war der schwere Entschluß von den Franzosen gefaßt worden, die Höhen von Moronvilliers bei einem deutschen Angriff aufzugeben und auf die zweite Stellung zurückzugehen. Nur schwache Abteilungen blieben zur Täuschung des Gegners vorne stehen, die bewußt geopfert wurden. Der Angreifer wurde durch sie zwischen der ersten und zweiten Linie aufgehalten, erlitt durch die Artillerie schwere Verluste und kam vor der Hauptstellung zum Stehen. An der Marne gelang es den Deutschen, über den Fluß vorzudringen, obwohl ein gefangener deutscher Offizier die Franzosen benachrichtigt hatte. Aber auch hier stockte der Angriff bald.

Wir sind über das Verteidigungsverfahren, das die 4. französische Armee östlich Reims am 15. Juli angewendet hat, genauer unterrichtet. („Revue d'artillerie", August 1921). Der Oberbefehlshaber der 4. Armee, General Gouraud, hatte als Hauptwiderstandslinie eine Zwischenstellung 3 bis 4 km hinter der vordersten Stellung, also zwischen erster und zweiter Stellung gelegen, bestimmt. Sie war mit den Hauptkräften besetzt. Die erste Stellung wurde zur Vorpostenstellung, in die nur anderthalb Kompagnien von jedem Regimentsabschnitt vorgeschoben waren. Diese Kompagnien waren in sich tief gegliedert und sollten sich hartnäckig verteidigen. In der zweiten Stellung („position de barrage") standen geschlossene Divisionen in Reserve. Die Artillerie war stark nach der

Tiefe gegliedert. Alle Batterien, mit Ausnahme einiger wenig beweglicher Fußbatterien, waren hinter die Hauptwiderstandslinie zurückgezogen. Sogar ein großer Teil der Verstärkungsbatterien war den Generalkommandos nur unter der Bedingung zur Verfügung gestellt worden, daß sie durch ihre zurückgezogene Aufstellung ausreichend an der Verteidigung der zweiten Stellung teilnehmen konnten. Allerdings konnte diese Artillerie, wenigstens die Feldgeschütze, nicht am Zerstörungs- und Vernichtungsfeuer mitwirken, wohl aber in vollem Maße zur Verteidigung der Hauptwiderstandslinie beitragen. Keine Verstärkungsbatterie durfte das Feuer vor dem feindlichen Angriff eröffnen. Die Batterien, die sich an dem täglichen Feuer beteiligten, waren in der Regel in anderen Stellungen als den Kampfstellungen.

Am 14. Juli um 9 Uhr abends erfuhr man durch Gefangene, daß die deutsche Infanterie sich zum Angriff bereitstellte und die Artillerievorbereitung in dieser Nacht beginnen würde. Daraufhin eröffnete die ganze verfügbare französische Artillerie um 11 Uhr abends das Feuer. Der deutsche Angriff begann um 4 Uhr morgens. Durch das Zurückweichen aus der ersten Stellung in die Zwischenstellung war die deutsche Infanterie gezwungen, 3 km ohne Deckung vorzugehen, und erlitt große Verluste. Die französischen Verluste waren gering, abgesehen von den Vortruppen, die man von vornherein opferte. Die Artillerie in den alten Stellungen, die der Gegner kannte, hatte starke Verluste, die Verstärkungsartillerie in ihren neuen Stellungen war unbeschädigt.

Der französische Gegenangriff am 18. Juli.

Am 18. Juli setzte der große Gegenangriff der Franzosen aus der Richtung von Villers-Cotterêts ein. Dieser Tag war der Wendepunkt des Krieges im Jahre 1918. Am Vormittag des 18. Juli befand sich General Ludendorff zu einer Besprechung im Hauptquartier der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht in Tournai, als durch den Fernsprecher die ersten Meldungen über den Einbruch der Franzosen südwestlich Soissons ankamen. Man ahnte, daß sich ein Umschwung anbahnte. Die Initiative ging auf den Gegner über. Der Angriff traf in gefährlichster Weise die Flanke unserer im Bogen von der Aisne auf Château-Thierry und Dormans bis zur Marne und über sie hinaus vorspringenden Aufstellung. Bereits am 17. hatte die Oberste Heeresleitung befohlen, die südlich der Marne befindlichen Truppen in der Nacht 20./21. Juli zurückzunehmen. Der Angriff kam uns zuvor.

Über die Entstehung und Ausführung des Angriffes am 18. Juli ist durch Laure, General Mangin und andere Näheres bekannt geworden.

Foch und Pétain hielten den Augenblick für gekommen, um zum Angriff überzugehen. „Endlich war die lange Zeit des Abwartens zu Ende. Die Amerikaner standen in erheblicher Zahl hinter uns, die Artillerie und die Tanks waren bedeutend vervollkommnet und vermehrt: Die Bahn war frei für den so lange verhaltenen Angriffsgeist.“ (Laure.) Alles war bereit für die große Entscheidung durch Foch, „der Künstler hatte sein Material bereit,“ meint Maurice, dessen Buch eine dauernde Lobrede auf Foch bildet.

18. Juli 1918.

Offenbar handelte es sich ursprünglich mehr um den Plan eines örtlichen Angriffs auf Soissons, der allmählich zu einem großen Flankenangriff ausgestaltet wurde. Über Soissons lief die einzige Eisenbahnverbindung der zwischen Aisne und Marne befindlichen deutschen Truppen. General Foch hatte daher am 14. Juni die Vorbereitungen für eine planmäßige Beschießung und eine Offensive gegen Soissons angeordnet, die Reserven aber durch Anweisung vom 1. Juli so aufgestellt, daß sie sowohl für den Fall eines deutschen Angriffs auf Paris wie eines Ablenkungsangriffs in der Champagne bereitstanden. Am 16. Juni gab Pétain dem Führer der „Heeresgruppe der Reserve“, General Fayolle, den Befehl

zur Vorbereitung des Angriffs gegen Soissons. Die Ausführung fiel der 10. französischen Armee zu, die in der Gegend westlich Soissons stand und seit dem 16. unter den Befehl des Generals Mangin getreten war. Mangin hielt es für nötig, zunächst durch einige einleitende Unternehmungen sich eine bessere Ausgangsstellung nordöstlich und östlich der Waldungen von Villers-Cotterêts zu schaffen, obwohl beim französischen Großen Hauptquartier befürchtet wurde, daß dadurch die Aufmerksamkeit des Feindes auf den bevorstehenden Angriff gelenkt würde. General Mangin trug jedoch Sorge, nach Beendigung dieser Unternehmungen den Gegner zu täuschen, indem er seine Front verdünnte und seine Reserven so weit rückwärts als angängig aufstellte. Am 5. Juli konnte er dem General Fayolle melden, daß die vorbereitenden Unternehmungen beendet seien und daß die Gelegenheit günstig sei, den Vorstoß auf Soissons zu erweitern zu einem Angriff, der unter Ausnutzung der Überraschung die ganze deutsche Stellung in dem zur Marne vorspringenden Bogen zu Falle brächte.

Um diese Zeit erlangte aber das französische Große Hauptquartier die Gewißheit, daß der deutsche Angriff in der Champagne bevorstand. Pétain war dafür, die Deutschen dort angreifen zu lassen und dann erst bei Villers-Cotterêts zum Gegenstoß zu schreiten. General Fayolle erhielt am 8. Juli Anweisung, diese Offensive durch General Mangin derartig vorbereiten zu lassen, daß im gegebenen Fall innerhalb vier Tagen der Angriff beginnen könne. Die Operation solle in Richtung auf Oulchy le Château ausgebeutet werden und die wirksamste Gegenmaßnahme gegen den bevorstehenden deutschen Angriff bilden. Die Heeresgruppe verfüge hierzu über 13 Divisionen, 1 Kavalleriekorps, 2 Tankregimenter und starke Artillerie. Die Hauptsache sei Überraschung. Wahrscheinlich werde die Versammlung am 15. Juli beginnen können. General Foch war nicht damit einverstanden. Er wollte seine Maßnahmen nicht vom Feinde abhängig machen, sondern unbeschadet der Vorbereitungen zur Verteidigung in der Champagne gleichzeitig den Angriff ins Werk setzen, um sich die Initiative zu sichern. Diesen Angriff wollte er derartig erweitern, daß die Deutschen gezwungen würden, den ganzen Marnebogen unter den schwierigsten Umständen zu räumen. Von Westen her sollte sich daher die südlich der 10. Armee stehende 6. Armee Degoutte dem Angriff anschließen, von Südosten her die südwestlich Reims stehende 5. Armee den Marnebogen angreifen. Am 12. Juli erteilte Pétain die entsprechenden Befehle an den Führer der Heeresgruppe der Mitte, General Maistre, und der Heeresgruppe der Reserve, General Fayolle, um unabhängig von dem erwarteten deutschen Angriff bei Reims die Offensive gegen den

Marnebogen von beiden Seiten vorzubereiten, paßte aber seine Maßnahmen zugleich dem von ihm für wahrscheinlicher gehaltenen Falle an, daß die Heeresgruppe Maistre zuvor durch den deutschen Angriff bei Reims gefesselt werde. General Foch stimmte den Anordnungen zu. An Fayolle wurde am 13. Juli telegraphiert, den Angriff der 6. und 10. Armee so vorzubereiten, daß er am 18. beginnen könne.

General Mangin begann in der Nacht vom 13. zum 14. Juli die Versammlung seiner Divisionen. Alle Bewegungen wurden in den Nächten ausgeführt, bei Tage blieben alle Truppen, Trains und Parks unbeweglich, soweit sie nicht Deckung in den Waldungen von Villers-Cotterêts fanden. Erst in der Nacht vom 17. zum 18. Juli rückten die Verstärkungen in die Front ein. Die 6. Armee hielt sich bereit, sich dem Angriff der 10. Armee anzuschließen.

Die 5. und 4. Armee bereiteten sich beiderseits Reims zunächst für die Verteidigung vor. Die 4. Armee verfuhr völlig nach den Anweisungen Pétains. Bei der 5. Armee konnte das Ausweichen in die Hauptwiderstandslinie und die Gruppierung der Reserven in der zweiten Stellung nicht im Sinne Pétains durchgeführt werden, weil die Armee nicht über ein solches Stellungssystem verfügte.

Als am 15. Juli der deutsche Angriff begann und zwischen Château-Thierry und Reims deutsche Truppen über die Marne vordrangen, wurde Pétain in dem Entschluß zum Angriff schwankend. Er hielt es für dringlich, diesen Feind zuvor zurückzuwerfen, wollte hierzu Teile der Heeresgruppe Fayolle heranziehen und befahl dem General Fayolle durch Fernspruch, die Versammlung der Armee Mangin zu unterbrechen. General Foch erteilte aber sofort Gegenbefehl, sobald er davon Kenntnis erhielt. Die Vorbereitungen zum Angriff zwischen Marne und Aisne wurden wieder aufgenommen. Planmäßig schritt die Armee Mangin, unterstützt von der Armee Degoutte, am 18. früh zum Angriff ohne jede Artillerievorbereitung. Die Deutschen wurden nach den französischen Angaben völlig überrascht. Der Erfolg war groß.

Aber nochmals kamen Pétain Bedenken. Er hatte sich mit Fayolle zum Gefechtsstand des Generals Mangin begeben. Mangin, angefeuert durch den Erfolg, verlangt mit Ungeduld Verstärkungen. Kalt entgegnet Pétain, er könne nichts geben. Die 10. Armee müsse den Erfolg mit ihren eigenen Kräften ausbeuten. Die Unterredung nimmt eine scharfe Wendung. Tatsächlich aber sorgte Pétain hinterher doch für eine schnelle und ausreichende Verstärkung der 10. Armee. So lautet die Darstellung bei Laure, der allerdings in seinem Buche stets für Pétain, in dessen Stabe er sich befand, eintritt. Nach anderen Angaben (Mangin und „Le Journal"

17. 7. 21) war Pétain der Ansicht, daß die verfügbaren Kräfte und die allgemeine Lage nur eine beschränkte Ausbeutung des Erfolges gestatteten. Man müsse sich nach der Tiefe gliedern und das eroberte Gelände behaupten. Er soll geäußert haben: „Es muß Halt gemacht werden. Ich bin verpflichtet zu berücksichtigen, daß die Deutschen südlich der Marne stehen." Foch, hiervon benachrichtigt, befahl die Fortsetzung der Offensive. Diese Lesart ist wahrscheinlicher.

Pétain erscheint während der ganzen Operation recht vorsichtig, wie es seinem ganzen Charakter entspricht. Die treibende Kraft war offenbar Foch. Am 7. August erntete er den Dank und wurde Marschall von Frankreich.

Zweifellos geht aus allen Darstellungen hervor, daß der Angriff vom 18. Juli nicht etwa durch unsere Offensive vom 15. hervorgerufen und schleunigst aus dem Stegreif angesetzt worden ist, sondern bereits vorher geplant und vorbereitet war.

Mangin bestreitet, daß eine kurze, kräftige Artillerievorbereitung und Vernebelung vor dem Angriff stattgefunden habe, wie General Ludendorff in seinem Werke angebe. Auch seien keine Tanks zur Personenbeförderung verwendet worden, die durch die deutschen Linien durchgefahren wären und ihre Insassen im Rücken der Deutschen zur Bildung von Maschinengewehrnestern abgesetzt hätten. Das sei nur Einbildung.

Im übrigen aber war den Tanks die Hauptrolle beim Angriff zugefallen. Durch sie allein wurde es möglich, völlig überraschend ohne Artillerievorbereitung anzugreifen. Der 10. Armee waren 223 Kampfwagen zugeteilt, teils ältere, schwerere Wagen von Schneider-Creusot und St. Chamond, teils neuere, leichtere Renault-Wagen. Erstere waren auf die Korps verteilt, letztere bildeten die Armeereserve zur Ausnutzung des Erfolges. Die Verluste waren bedeutend, von 223 Wagen blieben 102 auf der Strecke. (Lafitte, „L'artillerie d'assaut".)

Wesentlich fiel bei den Julikämpfen bereits die Mitwirkung amerikanischer Truppen ins Gewicht. Bei unserem Angriff Mitte Juli waren wir in der Champagne auf eine amerikanische Division und in der Gegend von Château-Thierry auf drei Divisionen gestoßen, die kräftigen Widerstand leisteten. Im ganzen waren sieben amerikanische Divisionen beteiligt. Eine bedeutende Rolle spielten die Amerikaner bereits am 18. Juli. Neun Divisionen wirkten im ganzen hierbei mit.

Es ist in Frankreich behauptet worden, Pétain sei nicht für den Angriff am 18. Juli gewesen. Er war, wie erwähnt, überhaupt ein Gegner der im französischen Generalstab vielfach vertretenen Offensive um jeden Preis. Schon vor dem 21. März und mehr noch nach dem

27. Mai hat er dem Drängen dieser Partei offenbar Widerstand geleistet. Er wollte sichergehen und wog die Aussichten des Kampfes sorgfältig ab. Pierrefeu läßt durchblicken, daß Pétain lieber noch einige Tage gewartet hätte, bis der Gegner sich südlich der Marne noch weiter vorgewagt und dort auch die Reserven eingesetzt hätte, die die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht nach und nach der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz senden mußte. Es ist von der französischen Kritik behauptet worden, daß es in diesem Falle den Deutschen nicht möglich gewesen wäre, so schnell ihren Rückzug über die Marne auszuführen. Wenn man noch vier bis fünf Tage gewartet hätte, wären auch die nachrückenden deutschen Reserven bereits südlich der Marne in die französische Schlinge hineingelaufen und abgeschnitten worden, während sie am 18. Juli noch weiter nördlich im Anmarsch waren und schnell zur Abwehr gegen den Flankenangriff eindrehen konnten.

Foch hat aber wohl durchaus richtig gehandelt, als er den günstigen Augenblick sofort ausnutzte. Hätte er noch vier bis fünf Tage gewartet, so hätte er das südliche Marneufer geräumt und uns nördlich davon zur Abwehr bereitgefunden. Die Lage war ähnlich wie kurz vor der ersten Marneschlacht im Jahre 1914. Damals wollte der Chef der Operationsabteilung im Stabe Joffres, General Berthelot, ebenfalls die Deutschen noch weiter auf die Seine zu marschieren lassen und in die Falle hineinlocken, ehe von Paris aus der Flankenstoß einsetzen sollte. Joffre griff auf Drängen Gallienis aber sofort an. Hätte er nur einen Tag gewartet, so wäre die Lage eine ganz andere gewesen. Wir waren gerade im Begriffe, auf dem rechten Heeresflügel nach rechts abzuschwenken und die Front nach Paris zu nehmen. Stellt man dem Gegner Fallen, so pflegt dieser, wie der Graf Schlieffen sagte, die ihm dabei zufallende Rolle nicht zu übernehmen.

Beurteilung der deutschen Offensive von 1918.

Wie zu erwarten war, hat sich nach dem ungünstigen Ausgang der deutschen Offensive von 1918 die französische Kritik sehr scharf über die Maßnahmen der deutschen Obersten Heeresleitung ausgesprochen.

Sehr eingehend hat sich General Buat darüber geäußert. Er ist der Ansicht, daß ein einzelner Angriff, so stark er auch sei, früher oder später scheitern müsse. Zuerst dringe man vor, um so weiter, je überraschender der Angriff erfolge, je breiter er angesetzt und je stärker er mit Artillerie ausgestattet sei. Sobald aber der Gegner die Angriffsstelle erkannt habe, flössen alle seine Reserven dort zusammen. In Rußland, wo das Straßen- und Eisenbahnnetz weniger entwickelt sei, gehe dies lang-

samer vonstatten. In Frankreich aber sei die Gefahr eines Durchbruchs, sobald sie erkannt war, schon beseitigt gewesen. Es sei ein vergeblicher Versuch, die Front zu durchbrechen, bevor der Feind genötigt worden sei, seine Reserven auf der ganzen Front zu zersplittern und zu verbrauchen. Ein solche Zersplitterung der feindlichen Reserven sei aber nur durch eine Reihe von Angriffen zu erreichen. Dann erst habe ein großer Angriff an anderer Stelle Aussicht, durchzubrechen, wenn der Verteidiger dem nichts mehr entgegenzustellen habe.

Unser Grundirrtum sei gewesen, von vornherein im März 1918 nur einen einzigen Angriff, „wenn auch einen großzügigen", statt wenigstens zwei zugleich zu unternehmen. Schlage ein solcher Angriff fehl, und komme nicht ein günstiger Zufall zu Hilfe, auf den ein Heerführer nie von vornherein rechnen dürfe, dann sei die riesenhafte Anstrengung vergebens. Unsere späteren Angriffe seien immer nur mit so langen Pausen nacheinander erfolgt, daß die Rückwirkung des einen sich nicht auf den folgenden übertragen habe. Die gegen die einzelnen Angriffe eingesetzten französischen Divisionen hätten sich stets wieder ergänzen und erholen können, bevor der folgende Angriff begann. „Darin bestand die große Schwäche der Methode Ludendorffs." Dasselbe betont General X. Y. (a. a. O.)

Die Schwierigkeit, in Frankreich zu siegen, bestand nach Buat nicht in dem Durchbruch durch die Front, der immer möglich war, sondern in der Ausbeutung des Durchbruchs. War die Tür eingestoßen, mußte man in das Haus eindringen. Wenn man die Entscheidung suchte, war der wirkliche und gefährlichste Gegner nicht der, der in den Gräben gegenüberstand, sondern der, der später kam und den Angriff mehr oder weniger weit hinter den überschrittenen Gräben zum Stehen brachte. Alles kam also darauf an, die Reserven zuvor zu vernichten oder zu zersplittern, ehe ein Durchbruch erfolgen konnte. Dazu gab es aber nur ein einziges Mittel: Angriffe an verschiedenen Stellen, gleichzeitig oder mit kurzen, zeitlichen Abständen, um alle verfügbaren Kräfte des Gegners durch die beständig notwendig werdenden Ablösungen und Verstärkungen zu verbrauchen. Dann erst hat die Stunde des Durchbruchs geschlagen. Ein letzter Angriff, breiter als die bisherigen, unter äußerster Aufbietung der materiellen Mittel und mit tiefgegliederten Infanteriedivisionen, kann dann in voller Ruhe vorrücken. Nichts wird ihn in der Ausbeutung des Durchbruchs aufhalten, er kann sich jedes Ziel stecken.

Ein ähnlicher Standpunkt wird in dem erwähnten Aufsatz in „Quarterly Review" von englischer Seite vertreten. Der Verfasser meint, wenn die Deutschen im März 1918 gleichzeitig noch zu einem Angriff gegen die



Engländer an der Lys oder gegen die Franzosen am Chemin des Dames imstande gewesen wären, so wäre es unmöglich gewesen, den Angriff vor Amiens zum Stehen zu bringen.

Von diesen Ausführungen ist manches zutreffend. Doch muß man auch die Mittel zur Ausführung einer solchen Operation, wie sie Buat vorschlägt, haben. Es handelt sich nicht nur um die erforderliche Zahl von Divisionen, sondern um Massen von Artillerie, Fliegern, Munition, Kraftwagenkolonnen, Minenwerfern und um zahlreiche andere Kriegsmittel. Unsere Kräfte und Mittel waren aber beschränkt. Alle Divisionen für den Angriff mit Gerät und Pferden auszustatten, war ausgeschlossen; wir mußten uns auf eine Anzahl besonders für den Angriff bestimmter Divisionen beschränken. Die Breite eines Angriffs war von der verfügbaren Artillerie abhängig. Eine Ausdehnung über 50 km war nicht angängig, selbst wenn wir alles zusammenzogen, was verfügbar war. Um einen zweiten Angriff nach dem ersten auszuführen, mußten wir Artillerie, Flieger usw. herausziehen und umgruppieren. Mit jedem weiteren Angriff wuchs die Schwierigkeit der Ersatzlage.

Über alle diese Schwierigkeiten war sich General Ludendorff klar, als unser Angriff begonnen wurde. Die Krone des erstrebten Erfolges war, wie er meinte, die nach gelungenem Durchbruch durchzuführende „Operation", in der wir unsere Überlegenheit zur Entfaltung bringen konnten. Wenn es nicht beim ersten Angriff gelang, so hoffte er es bei einem späteren zu erreichen. Allerdings wurde die Lage dann schon ungünstiger, der Angriff schwieriger.

Sorgfältig vorbereitet, trat das Heer „an die größte Aufgabe seiner Geschichte". Der Märzangriff führte nicht zum Ziel, so groß der Erfolg auch war. Die Angriffskräfte und Mittel beim Aprilangriff bei Armentières standen schon nicht mehr auf derselben Höhe wie beim ersten Angriff. General Ludendorff erkannte sehr wohl, daß „im weiteren operativen Handeln keine Zeit zu verlieren war". Ihm entging auch der Nachteil des Zeitverlustes nicht, der durch das Verschieben der gewaltigen Angriffsmittel zu einem neuen Angriff entstand, er vermochte diesen Umstand aber nicht zu ändern. Überstürzen durfte man die weiteren Angriffe erst recht nicht.

Die Fortführung der Operationen war so gedacht, daß der Gegner durch einen Angriff der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz zu einem bedeutenden Kräfteeinsatz dieser gegenüber veranlaßt werden sollte. Dann war beabsichtigt, die Offensive in Flandern fortzusetzen. Es wurde Ende Mai, ehe die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz den Angriff am Chemin des Dames begann. Er führte wesentlich weiter, als man geglaubt hatte.

Nach einigen Versuchen, den Angriffserfolg zu verbreitern, trat Mitte Juni vor der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz Ruhe ein, zu einer Zeit, als der verfehlte österreichische Angriff in Italien begann.

So wie die Linienführung unserer Stellungen nach den bisherigen Angriffen sich gestaltet hatte, konnten wir nicht stehen bleiben. Die bei Armentières, Montdidier und Château-Thierry vorspringenden Bogen waren in den Flanken gefährdet. Es gab nur ein Vor oder Zurück. Zu letzterem lag nach Ansicht der Obersten Heeresleitung noch kein Anlaß vor. Ehe die Entscheidung in Flandern erstrebt wurde, versuchte sie daher, die auf die Dauer unhaltbare Lage an der Marne zu bessern und den vorspringenden Bogen nach Osten auszugleichen. Das sollte durch den Angriff bei Reims geschehen. Es kam hinzu, daß die englische Armee seit Mitte Mai Ruhe hatte, sie konnte sich von dem schweren Schlage erholen, den sie erlitten hatte. General Ludendorff war der Ansicht, daß in Flandern noch zu starke englische Reserven standen. Durch den nochmaligen Angriff beiderseits Reims Mitte Juli — eher konnten die Vorbereitungen nicht beendet sein — sollte daher auch eine entscheidende Schwächung des Feindes in Flandern herbeigeführt werden. Wiederum sollten dann die Artillerie, Flieger und Minenwerfer nach der Flandernfront herumgeworfen werden, um 14 Tage später, Anfang August, hier entscheidend anzugreifen. Hierzu kam es nicht mehr.

Zweifellos stand die deutsche Oberste Heeresleitung vor außerordentlichen Schwierigkeiten, als sie die Offensive im Frühjahr 1918 begann. So wie Buat vorgeschlagen hat, konnte sie nicht verfahren. Die ganze neuere Kriegsgeschichte hatte gezeigt, wie schwer ein Durchbruch ist. Im Weltkrieg konnten die bisherigen mißglückten Angriffsschlachten der Entente von einem erneuten Versuch abschrecken. Man konnte die Frage aufwerfen, ob wir für eine solche Offensive stark genug waren. General X. Y. (a. a. O.) meint, im Jahre 1914 hätte die deutsche Offensive im Verhältnis zu den verfügbaren Kräften gestanden und wäre daher auch beinahe geglückt, 1918 wäre dies aber nicht der Fall gewesen. Die Deutschen hätten zwar eine Überlegenheit gehabt, sie sei aber nicht ausreichend gewesen. „Sie behielten keine Reserven zurück, setzten alle ihre Kräfte in die Front ein, stürmten vorwärts trotz der steigenden Verluste, verbrauchten ihre Kräfte, bis die Überlegenheit auf den Marschall Foch überging zu einem Zeitpunkt, wo sie auch zur Verteidigung nicht mehr stark genug waren." Wenn geltend gemacht wird, daß bei den Angriffen meist nur ein Geringes am endgültigen Erfolg gefehlt habe, so wird dem von anderer Seite entgegengehalten, daß sie schließlich doch alle nicht zum Ziele geführt haben.

Hätten wir daher auf den Angriff verzichten sollen? Daß wir es nicht wieder auf Abwehrschlachten ankommen lassen durften, die nach Eintreffen der Amerikaner noch gefährlicher werden mußten als bisher, ist schon erörtert worden. Wir konnten hoffen, daß die Güte unserer Truppe, die Zweckmäßigkeit eines neuen taktischen Angriffsverfahrens, die Sorgfalt der Ausbildung und der Vorbereitungen uns den Erfolg sichern würden. In den Angaben amerikanischer Zeitungen über einen Bericht Pershings heißt es: „Als am 21. März das deutsche Heer an der Westfront eine Reihe von Angriffen begann, war es bei weitem die mächtigste Truppe, die die Welt je gesehen hat. An Kampftruppen und Geschützen besaß es eine große Überlegenheit. Aber das war von geringerer Wichtigkeit, als der Vorteil, den Moral, Erfahrung, Ausbildung und die Einheitlichkeit des Kommandos für den Bewegungskrieg brachten . . . Die besten Truppen, seine erfolgreichsten Generale und die gesamten Erfahrungen von drei Kriegsjahren waren zur höchsten Leistung zusammengefaßt."

Werfen die meisten französischen Kritiker der deutschen Heeresleitung vor, sie hätte 1918 zu viel unternommen, so meint de Civrieux, Ludendorff hätte zu wenig gewagt. Zunächst habe er viel zu spät angegriffen, obwohl jeder Tag, den er verlor, der Entente zugute kam, die auf das Erscheinen der Amerikaner wartete. De Civrieux übersieht, daß es trotz allen Drängens der deutschen Heeresleitung nicht möglich war, vor Beginn der Frühjahrsoffensive so viele Divisionen aus dem Osten herüberzuziehen, als für nötig erachtet wurde. An der Durchführung unserer Offensive hat de Civrieux auszusetzen, daß Ludendorff immer nur in einem einzigen Abschnitt angegriffen, niemals aber an eine große allgemeine Schlacht gedacht habe. „Stets hat er nur eine erweiterte Schlacht von Verdun wiederholt . . . Ein Oberbefehlshaber, der dieser Stellung würdig ist, und der das Geschick seines Vaterlandes in sich trägt, darf nicht Bedenken tragen, die allgemeine Schlacht zu unternehmen . . . Was wäre aus den Alliierten geworden, wenn in den letzten Märztagen nach der britischen Niederlage, oder auch noch in den letzten Tagen des Mai, als die Truppen des Kronprinzen die Marne erreichten, die ganze Front der Deutschen sich erhoben hätte, in Flandern, im Artois, in der Champagne, in den Argonnen, in Lothringen!" Freilich, wenn wir das gekonnt hätten, wäre die Kriegführung leichter gewesen. Marschall Foch vermochte es im Sommer 1918, nachdem unsere Kräfte erschöpft waren, während er selbst in den Amerikanern eine außerordentliche Verstärkung erhielt.

Gewiß kann eine nachträgliche Kritik dieses und jenes herausfinden, was wir 1918 hätten besser machen können.

Es muß dahingestellt bleiben, ob sich von vornherein ein Angriff in Flandern mehr empfohlen hätte als bei St. Quentin, auch wenn er der Bodenverhältnisse wegen etwas später hätte begonnen werden können. Tatsächlich haben wir ja doch am 9. April in Flandern angegriffen. Dort bot sich ein äußerst günstiges operatives Ziel, das zudem nicht zu weit gesteckt war und in besserem Verhältnis zu unseren Kräften stand. Die Nähe der Küste hinter der englischen Front bedeutete eine große Gefahr für die britische Armee und lud zum Angriff ein. Es kann wohl nicht geleugnet werden, daß die Märzoffensive, wenn sie auch im Falle des Gelingens ein großes operatives Ziel, die Trennung der Engländer von den Franzosen erreichen konnte, doch sehr weit gespannt war. Nachdem sich zudem der ursprüngliche Schwerpunkt mehr von rechts nach links verschoben hatte, flatterte der Angriff strahlenförmig auseinander und entbehrte der nachhaltig zusammengehaltenen Kraft an einer gewollten Stelle.

Man kann ferner die Frage aufwerfen, ob es nach dem Maiangriff möglich war, im Juli nochmals in der Champagne anzugreifen, bevor der letzte, entscheidende Stoß in Flandern geführt wurde. Zwei große Ablenkungsangriffe vor der Hauptschlacht durchzuführen, war ein Unternehmen, das zur Voraussetzung den hinreichenden Ersatz der verausgabten Kräfte hatte. Vielleicht hätte sich ein Auskunftsmittel darin gefunden, daß unter Verzicht auf den Reimsangriff im Juli die beiden Bogen von Montdidier und Château-Thierry für den Fall eines feindlichen Angriffs zur Räumung vorbereitet wurden, bevor die geplante Flandernoffensive begann.

Nur muß die nachträgliche Kritik stets der ungeheuren Schwierigkeiten eingedenk sein, unter denen die Entschlüsse der Obersten Heeresleitung zu fassen waren. Der Vorschlag, sie hätte die Offensive früher aufgeben sollen, ist leicht gemacht, aber schwer zu fassen gewesen. Sollte man die Waffen niederlegen, ehe man das Letzte versucht hatte? Hätte man im Mai oder Juni bereits in die Verteidigung zurückfallen sollen, deren Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte?

Die Beurteilung der einzelnen deutschen Angriffe.

Im einzelnen gibt die Ausführung unserer Angriffe der Kritik unserer Gegner Anlaß zu folgenden Bemerkungen:

In bezug auf die Offensive am 21. März urteilt Mangin, daß sie gut vorbereitet und daß der Angriffspunkt zweckmäßig gewählt gewesen sei.

Buat tadelt, daß die am Angriff beteiligten Armeen nicht unter einheitlichem Befehl gestanden hätten, sondern daß mitten durch das Angriffsgelände die Trennungslinie zweier Heeresgruppen gezogen worden sei. Um die Engländer von den Franzosen zu trennen, habe Ludendorff Amiens, den wichtigsten Verbindungspunkt beider, zu erreichen gesucht. Amiens sei aber von dem Ausgangspunkt der Offensive, St. Quentin, reichlich weit gewesen. Eine kürzere Stoßrichtung gegen das Meer, über Lens und St. Pol gegen die Sommemündung, sei vorzuziehen gewesen. Das englische Heer wäre dadurch in zwei Teile auseinandergerissen worden. Den Teil nördlich der Sommemündung hätte man in einer Brückenkopfstellung einschließen können, ohne daß er eine andere Verbindung mit Frankreich als den Seeweg gehabt hätte.

Nach dem Aprilangriff in Flandern habe sich dort ebenso wie bei Montdidier ein ausspringender Bogen gebildet, der dem Angriff ausgesetzt gewesen sei.

Der erlangte Vorteil habe weniger in dem eroberten Gelände, als in einer Abnutzung der feindlichen Reserven bestanden. Der größte Teil der englischen Divisionen sei in den Kampf verwickelt gewesen, einige mehrmals. Starke französische Kräfte hatten den Engländern zu Hilfe kommen müssen. Hätte Ludendorff nunmehr, meint Buat, die Drohung gegen die bisherigen Kampffronten fortgesetzt und neue Angriffe gegen andere Stellen gerichtet, um die letzten französischen Reserven dorthin zu ziehen, dann hätte ein letzter Vorstoß gegen einen schwachen Punkt der Front, wo ihn nichts mehr aufgehalten hätte, zu einem tiefen Einbruch führen können. Dazu sei er aber nicht mehr imstande gewesen, weil er seine Kräfte bei den bisherigen Angriffen verausgabt und die Entscheidung gesucht hätte, ehe sie reif war. So mußte er bis Ende Mai warten. Bis dahin mußte sich aber der Gegner mindestens ebenso gekräftigt haben wie die Deutschen. Die Bedingungen des Kampfes wurden dieselben wie im März und mußten zu demselben Ergebnis führen, zu glänzenden taktischen Erfolgen und zu einer aussichtslosen strategischen Lage.

Die Richtung des Maiangriffs am Chemin des Dames findet Buat nicht günstig. Selbst wenn man bis zur Marne gelangte, sei man der Entscheidung nicht näher gerückt. Viel wirkungsvoller sei die Richtung auf Cassel (westlich Ypern) gewesen. Der ganze linke Flügel der Alliierten, Belgier und Engländer, wäre gezwungen worden, auf Calais—St. Omer—La Bassée zurückzugehen. Nördlich Arras hätte sich ein gefährlicher Vorsprung in der Front gebildet. Noch günstiger sei ein Angriff über Amiens auf Abbeville gewesen. Das ganze belgische und englische Heer wäre in Gefahr gewesen, abgeschnitten zu werden, und hätte eiligst nach

der Gegend südlich der Somme zurückgehen müssen, sofern dies noch möglich gewesen wäre. Beide Angriffe, auf Cassel wie über Amiens, hält Buat taktisch nicht für so schwierig, wie Ludendorff annehme. Die Alliierten hätten zwar bedeutende Kräfte dort gehabt, aber noch nicht die Zeit gefunden, die Verteidigung zu organisieren. Auch Mangin urteilt dahin, daß Ludendorff durch den Angriff am Chemin des Dames den Vorteil, den er gegen die Engländer errungen hatte, aufgab und ihnen die Zeit zur Wiederherstellung gewährte. Von den 60 englischen Divisionen seien 53 eingesetzt gewesen, davon 25 mehrmals. Die Engländer hatten 1000 Geschütze und ein ungeheures Material verloren. Sie mußten sich von Grund auf reorganisieren. Ludendorff hätte besser daran getan, den Monat, den er zur Vorbereitung des Aisne-Angriffs brauchte, dazu zu verwenden, seine Verbindungen in dem eroberten Gelände herzustellen und dann den Angriff an derselben Stelle fortzusetzen, bevor sich die Engländer endgültig in den neuen Stellungen festsetzen und einrichten konnten.

Gegen diese Kritik ist mancherlei einzuwenden. Die Fortsetzung des Angriffs in Flandern oder gegen Amiens hatte auch General Ludendorff erwogen, aber für zu schwierig befunden, weil hier starke feindliche Reserven standen. Diese sollten erst durch einen Angriff der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz am Chemin des Dames möglichst dorthin gezogen werden, dann erst schien die Fortsetzung der Offensive in Flandern möglich. Vor Ende Mai konnte aus den mehrfach erörterten Gründen der Angriff am Chemin des Dames nicht begonnen werden.

Buat knüpft an seine Darlegungen die Bemerkung, Ludendorff habe zu sehr den taktischen Erfolg in den Vordergrund gestellt, strategische Betrachtungen hätten für ihn nur eine Nebenbedeutung gehabt. Freilich habe es sich für ihn 1918 darum gehandelt, einen Gegner zu schlagen, dessen beide Flügel nicht umfaßt werden konnten. Er mußte also mit einem taktischen Siege beginnen, hätte aber dabei darauf Bedacht nehmen müssen, eine strategische Lage zu schaffen, die für den Verteidiger ernste Folgen hatte.

Im Gegensatz dazu vermutet Mangin bei dem Maiangriff, der bis zur Marne führte, weitgehende strategische Ziele. Vielleicht habe Ludendorff dabei die beiden Eckpfeiler, Reims und Villers-Cotterêts, nehmen, demnächst durch den Angriff auf Compiègne die eroberte Stellung mit dem Bogen von Montdidier verbinden wollen, um dann den Angriff entweder in Richtung auf St. Mihiel und Verdun oder marneabwärts auf Paris fortzusetzen.

Trotz aller Ausstellungen gibt Buat aber doch zu, daß es einen Augenblick gegeben habe, in dem der Durchbruch möglich gewesen

wäre. Das sei Anfang Juni 1918 gewesen, in dem einzigen Augenblick, als zwei große deutsche Angriffe zeitlich eng genug miteinander verknüpft gewesen waren, um für den Gegner die Gefahr eines Verbrauches der Reserven herbeizuführen. „Wenn zu dieser Zeit die Deutschen einen dritten starken Angriff gegen eine andere Stelle unserer Front hätten unternehmen können, so kann niemand sagen, was geschehen wäre."

Die Deutschen hatten am 9. Juni den Angriff auf Compiègne unternommen, um, wie Mangin meint, die beiden Bogen von Montdidier und Château-Thierry miteinander zu verbinden, aus der schwierigen Lage herauszukommen, in die sie durch ihre Erfolge gekommen waren, und um dadurch eine unmittelbare Bedrohung von Paris herbeizuführen.

Nachdem der Angriff auf Compiègne zu Ende war, habe sich Ludendorff in einer schwierigen Lage befunden. Die bisherige Offensive hatte kein großes strategisches Ergebnis gehabt, sie hatte vielmehr eine ungünstige Linienführung ergeben. In dieser Aufstellung, deren Flanken gefährdet waren, hätten wir nicht verbleiben können. Aber Ludendorff habe es abgelehnt, in die Verteidigung zurückzufallen, die viel schwieriger und verlustreicher als die Fortsetzung der Offensive gewesen sei.

Auch Buat meint, die strategische Lage habe sich verschlimmert. Die Alliierten hätten natürlich auf den Gedanken kommen müssen, aus den beiden deutschen Bogen bei Montdidier und Château-Thierry, in denen die deutsche Flut zum Stehen gekommen war, Nutzen zu ziehen.

Den Angriff vom 15. Juli beiderseits Reims beurteilt Buat dahin, daß er taktisch gut geführt wurde, indem der Vorsprung bei Reims von beiden Seiten umklammert wurde. Auch operativ wären die Aussichten glänzend gewesen. Wäre es den Deutschen gelungen, in den Besitz des Marneabschnittes von Château-Thierry über Epernay bis Châlons zu kommen, so hätten sie diesen Erfolg in der Richtung auf Suippes—Bar le Duc ausbeuten können, um die gesamte Verteidigungslinie der Argonnen und von Verdun aufzurollen und die französische Stellung bis in die Linie Château-Thierry—Châlons—St. Mihiel zurückzudrücken.

„Unbestreitbar würde der Fall von Verdun, die Einnahme von Châlons und Epernay eine schmerzliche Rückwirkung auf die Stimmung des französischen Volkes gehabt haben." Vielleicht seien die Pläne Ludendorffs noch weiter gegangen. Gelang es, bei Château-Thierry und Dormans südlich der Marne vorzudringen, so hätte man entweder in westlicher Richtung den Abschnitt von Villers-Cotterêts aufrollen, oder — was tatsächlich erstrebt worden sei — durch Vorgehen nach Osten zu auch die französische Verteidigungslinie St. Mihiel—Châlons—Epernay unhaltbar machen können. Wenn man Ludendorff nicht solche Absichten unterlege,

sei es nicht zu begreifen, weshalb er auf den Übergang über die Marne solchen Wert legte. Dieser Entschluß zeuge von einer Unterschätzung des Gegners. Die zum Übergang über die Marne verwendeten Truppen hätte man besser an der Front von Villers-Cotterêts brauchen können, sei es zum Flankenschutz, sei es zu einem Ablenkungsangriff.

Der Umschwung in der Kriegslage Mitte Juli.

Nachdem Anfang August unsere Front von der Marne hinter die Vesle zurückverlegt worden war, mußte der geplante Angriff in Flandern aufgegeben werden. Die Initiative ging auf den Gegner über, schrittweise wichen wir zurück. Unsere Lage wurde ernst.

Den völligen Umschwung in der Kriegslage begründet Haig in seinen Kriegsberichten folgendermaßen. Ende Juli war die englische Armee wiederhergestellt. „Das deutsche Heer hatte seine ganze Kraft entfaltet und war gescheitert. Der Höhepunkt seiner Leistung war überschritten, die während des Winters angehäufte Masse der Reserven war verausgabt. Dagegen hatte sich die Lage der Alliierten hinsichtlich der verfügbaren Truppen wesentlich gebessert. Der frische Ersatz, der gegen Ende des Frühjahrs und zu Anfang des Sommers eingetroffen war, war ausgebildet und eingestellt. Die britische Armee war bereit, die Offensive zu ergreifen, während die amerikanische Armee mit größter Schnelligkeit anwuchs und bereits schlagende Beweise von der Kampfkraft ihrer Soldaten gegeben hatte."

In der Tat war die Kraft des deutschen Heeres nach vier Kriegsjahren im Sommer 1918 der Erschöpfung nahe. Der Ersatz ging zu Ende; die Lücken, die durch die andauernden Kämpfe entstanden waren, konnten nicht mehr ausgefüllt werden. Die Truppe wurde überanstrengt. Nachdem die mit so froher Hoffnung begonnene Offensive gescheitert war, schlug die Stimmung um. Die seit langer Zeit planmäßig von der Heimat aus betriebene revolutionäre Unterwühlung des Heeres fand nun günstigen Boden für ihre verbrecherische Tätigkeit. Zahllose Drückeberger trieben sich hinter der Front und in der Heimat herum, die Fahnenflucht nahm zu, die Verluste durch Gefangene wurden außerordentlich groß. So gingen Hunderttausende dem Heere verloren in einem Augenblick, wo es auf jeden Mann ankam. Trotzdem schlug sich die Truppe heldenmütig bis zum letzten Augenblick.

In dieser Lage, gegenüber den dünnen Linien unserer erschöpften Truppen, gewannen die feindlichen Tanks eine ausschlaggebende Bedeutung. Maurice sagt hierüber mit Bezug auf den bevorstehenden Angriff gegen die Siegfriedstellung: „Es ist sicher, daß weder Fochs geschickte Vor-

bereitung für die große Schlacht, noch die Tapferkeit der Infanterie uns den Sieg gebracht haben würde, wenn wir uns allein auf die Überwindung der deutschen Verteidigungsstellung durch die Beschießung verlassen hätten." Die Tanks mußten die Hindernisse überwinden, die Maschinengewehrnester vernichten und den Gegner in die Unterstände zwingen. „Wenn dies nicht gelungen wäre, dann würde die Erschöpfung der feindlichen Reserven nicht genügt haben, um uns den Sieg in der großen Schlacht zu verleihen. Denn die deutschen Truppen, die in der Front standen, wären imstande gewesen, unsere Angriffe auch ohne Unterstützung abzuschlagen... Wenige Dinge halfen uns mehr in der entscheidenden Schlacht, als die moralische Überlegenheit, die der Erfolg der Tanks in den vorbereitenden Kämpfen uns über die Deutschen gegeben hatte." Von einem späteren Zeitpunkt, im Herbst 1918, sagt Maurice: „Die deutschen Truppen haben sich glänzend geschlagen. Aber unsere Überlegenheit in Tanks und die Erschöpfung der deutschen Reserven haben ihre Lage hoffnungslos gemacht." Nach Tardieu („La paix") verfügten die Franzosen am Schluß des Krieges über 3400 Kampfwagen.

Die englischen wie die französischen Militärschriftsteller sind trotzdem bemüht, den Erfolg ihrer Operationen im Sommer und Herbst 1918 der überlegenen Feldherrnkunst des Marschalls Foch zuzuschreiben. Seine Operationsmethode wird in Gegensatz zu der Ludendorffs gestellt. Laure betont „die Überlegenheit der französischen Operationsweise" im Sommer 1918. Auch General X. Y. sieht den Hauptgrund des Endsieges der Alliierten in „der Methode" Fochs, der nicht, wie Ludendorff, lange Pausen zwischen den einzelnen Angriffen gelassen, sondern Schlag auf Schlag geführt habe, bis die deutschen Reserven verbraucht waren. Die gänzlich verschiedenen Verhältnisse, an die die Kriegführung Ludendorffs gebunden war, werden von diesen Kritikern geflissentlich außer acht gelassen. Maurice meint, „die Deutschen arbeiteten mehr nach Plänen, die Franzosen nach Eingebung, die Deutschen betrachteten alles als Wissenschaft, die Franzosen als Kunst". Foch habe aus der bisherigen Erfahrung gelernt, daß ein Durchbruch nur möglich sei, wenn die feindlichen Reserven verbraucht wären. Bisher sei der große Schlag immer zu früh versucht worden. Ludendorff habe im März 1918 von Anfang an durchbrechen wollen und sich auch in jeder weiteren Schlacht durch den Erfolg zu weit fortreißen lassen, bis er schließlich zu schwach für den großen Hauptschlag gewesen sei. Foch dagegen sei stets der Ansicht gewesen, daß man durch eine Reihe vorbereitender Kämpfe den letzten Schlag einleiten müsse. Diesen Grundsatz habe er auf den Stellungskrieg angewandt, und darin liege seine Größe. Die Mittel und Kräfte standen ihm nunmehr zur

Verfügung. „Alles war bereit für die große Entscheidung durch Foch, der Künstler hatte sein Material zur Hand."

Wir werden sehen, was der „Künstler" zuwege gebracht hat: Große Frontalschlachten, keine entscheidende Umfassung, noch weniger einen Durchbruch, trotz erdrückender Überlegenheit!

Die Offensive der Alliierten.

Am 24. Juli versammelte Foch in seinem Hauptquartier die Generale Douglas Haig, Pétain und Pershing und entwickelte ihnen seine Absichten. Er stellte den Umschlag in der Kriegführung fest, der sich durch die letzten Ereignisse vollzogen hatte. Die Ankunft der Amerikaner, die monatlich 250 000 Mann landen könnten, sichere den Alliierten die zahlenmäßige Überlegenheit. Somit sei eine ununterbrochene Offensive geboten. Es sei nunmehr angängig, die Beendigung des Krieges spätestens für den Anfang des Jahres 1919 ins Auge zu fassen. Im einzelnen wurde nach den Angaben, die Haig, Laure, Mangin u. a. über die Besprechung machen, folgendes beschlossen.

Zunächst sollten diejenigen Eisenbahnen und diejenigen Gebiete, die aus militärischen und wirtschaftlichen Gründen für die Entente von Bedeutung seien, vom Druck des Gegners befreit werden, damit die Alliierten frei über ihre Kriegsmittel verfügen könnten. Der englischen Front fiel hauptsächlich die Aufgabe zu, Amiens und die Bahn Paris—Amiens durch einen Angriff über Albert—Montdidier zu entlasten. Demnächst war die nordfranzösische Industriegegend zu befreien und vorwärts Dünkirchen—Calais Raum zu schaffen. Die Franzosen und Amerikaner hatten die Verfügung über die Bahn Paris—Nancy—Avricourt sicherzustellen, indem sie den Feind an der Marne nördlich Château-Thierry zurückwarfen und an der Maas die Strecke Lérouville—Commercy durch Beseitigung der vorspringenden feindlichen Stellung bei St. Mihiel wieder in französische Hände brachten. Von der Ausdehnung der Erfolge dieser Operationen sollte es abhängen, ob sie vor dem Winter noch in vollem Maße ausgebeutet werden konnten. Als allgemeine Richtpunkte für die späteren Operationen wurden Mézières für die Franzosen und Amerikaner, Maubeuge für die Engländer bezeichnet. Die Engländer hatten hierzu über St. Quentin—Cambrai vorzugehen und durch die Richtung auf Maubeuge die Verbindungen der in Flandern stehenden Deutschen von Süden her zu bedrohen.

Dementsprechend drängten die Alliierten von der Marne gegen die Vesle nach und griffen am 8. August mit überraschendem Erfolg in der Gegend von Amiens zwischen Albert und Moreuil an. Hier drangen



sie tief in die deutschen Stellungen ein. Der Angriff wurde von der 4. englischen Armee (Rawlinson) und der 1. französischen Armee (Debeney), die hierzu unter den Befehl des Marschalls Haig trat, ausgeführt. Der größte Wert wurde auf Überraschung gelegt. Wie immer, wo es hart herging, wurde das kanadische Korps zum Angriff von Arras herangezogen, jedoch erst im letzten Augenblick und ohne daß ihm bekannt war, worum es sich handelte. Man wußte, daß von deutscher Seite die Verwendung der Kanadier genau verfolgt wurde und aus ihrem Auftreten an der Front auf Angriffsabsichten geschlossen wurde. Einzelne kanadische Bataillone wurden daher an der Kemmelfront eingesetzt, um den Anschein eines geplanten Angriffs in Flandern zu erwecken. Zu demselben Zwecke wurden dort Hauptquartiere vorbereitet, große Lazarette eingerichtet, ein reger Funkerverkehr durchgeführt, eine große Versammlung von Tanks bei St. Pol vorgetäuscht und Übungen von Infanterie mit Tanks dort an Tagen abgehalten, wo sie von den feindlichen Fliegern bemerkt werden mußten.

Die Vorbereitungen zum Angriff bei Amiens hatten bereits Mitte Juli begonnen. Man hatte gelernt, das Artilleriewirkungsschießen ohne Einschießen plötzlich zu beginnen. Der ganze Angriffsplan beruhte aber ausschließlich auf der Verwendung der Tanks, wie Haig bezeugt. Der Nebel verdeckte die letzte Versammlung der Artillerie und der Tanks. Um das Geräusch der Tanks bei ihrer Bereitstellung zu übertönen, überflogen Bombenflugzeuge mit großem Geräusch und tief die feindlichen Linien in den letzten Nächten. 200 Tanks griffen in der vordersten Linie an, ebenso viele folgten dahinter. Sie durchbrachen die Hindernisse, zerstörten die Maschinengewehrnester und unterbrachen die Verbindungen. Haig berichtet, die Wirkung der Tanks sei so groß gewesen, daß man in der Folge, wenn sie nicht in genügender Zahl zur Verfügung standen, eine große Wirkung durch Scheintanks erreichte, die aus Holz und Leinwand hergestellt waren.

Während der Angriff auf Peronne weitergeführt wurde, wurde die Angriffsfront erweitert, indem vom 18. August ab die Armee Mangin zwischen Oise und Aisne, am 21. die Armee Byng in der Richtung auf Bapaume angriff. Nachdem die Kanadier heimlich wieder nach Arras befördert waren, erfolgte am 26. der Angriff der 1. englischen Armee an der Straße Arras—Cambrai, der anfangs September zu einem tiefen Einbruch führte. Die deutsche Heeresleitung mußte sich entschließen, das Heer in die Siegfriedstellung zurückzuführen. Am 8. September war der Rückzug ausgeführt.

Marschall Foch erließ am 30. August, 3. und 9. September entsprechend den Fortschritten der Armeen weitere Anweisungen im Sinne

der Besprechung vom 24. Juli. Auf dem rechten Flügel sollten die 1. amerikanische und die 4. französische Armee westlich der Maas von Verdun—Reims aus in nördlicher Richtung auf Mézières vorgehen, während in der Mitte die Engländer in östlicher Richtung die Front Cambrai—St. Quentin anzugreifen hatten. Auf dem nördlichen Flügel übernahm König Albert den Befehl über die Belgier und einige französische und englische Divisionen, um in Flandern in Richtung auf Brügge und Courtrai anzugreifen. Es handelte sich somit um einen Frontalangriff, verbunden mit einem Angriff gegen beide Flügel, um die Deutschen zu zwingen, aus dem großen Bogen herauszugehen, in dem sie standen, und um sie in die Ardennen zu werfen. Hinter der Siegfriedstellung lief die wichtige Eisenbahnlinie Metz — Sedan — Mézières — Maubeuge — Mons — Brüssel, die letzte gute Strecke westlich der Ardennen, die die Verbindungslinie des deutschen Verteidigungssystems bildete und für die Bewegung der Reserven von größter Bedeutung war. Hiergegen wollte Foch von beiden Seiten vorgehen.

Maurice legt eingehend dar, daß es sich keineswegs um eine leichte Operation gehandelt habe, bei der es nur darauf angekommen sei, vorwärtszugehen: „In der dritten Woche des September war der deutsche Widerstand bei weitem noch nicht gebrochen. Wenn auch die deutsche Infanterie viel von ihrer früheren Angriffskraft verloren hatte und die Unterführer nicht mehr so gewandt waren, so war die Artillerie, wenn sie auch schwächer wurde, noch stark und gut geführt. Die Maschinengewehre waren mit auserlesenen, mutigen Mannschaften besetzt, die durch ihre große Erfahrung eine große Wirkung erreichten." Die stärksten deutschen Linien lagen noch vor den Alliierten. Viele amerikanische Divisionen hatten nur geringe oder gar keine Kriegserfahrung, ihre Ausbildung war übereilt. Die höheren Führer und Stäbe hatten keine Übung in der Bewegung größerer Truppenmassen.

Unter diesen Umständen wurde im englischen Kriegskabinett im September ernstlich die Frage erwogen, ob man nicht die Entscheidung bis zum Frühjahr 1919 hinausschieben sollte, um die größere Kriegsbereitschaft und weitere Verstärkung der Amerikaner abzuwarten. Im stillen hatte man dabei die Hoffnung, daß die Deutschen zusammenbrechen würden, wenn ihre Bundesgenossen versagten. Bulgarien war bereits nahe daran, und die Nachrichten von der Türkei und Österreich-Ungarn ließen den Zusammenbruch dort ebenfalls erwarten. Man fürchtete beim Angriff auf die deutschen Stellungen eine neue Somme- oder Flandernschlacht mit ihren ungeheuren Verlusten zu erleben. Den Engländern fiel dabei der Frontalangriff gegen die stärksten Stellungen zu. Die politischen

Folgen konnten, wenn der Angriff scheiterte, bedenklich werden. Trotzdem entschloß sich Haig, den Angriff fortzusetzen. Diese Entscheidung bezeichnet Maurice als folgenschwer: Wäre sie anders ausgefallen, hätte der Krieg nicht vor dem Frühjahr 1919 zu Ende sein können.

Mittlerweile war der deutsche Mihielbogen am 12. September unter starken Verlusten durch den amerikanischen Angriff zu Fall gebracht worden und die türkische Front in Palästina durch den englischen Angriff am 19. September durchbrochen worden. Ebenso brach am 15. September die mazedonische Front zusammen.

Unter diesen Umständen hielt Marschall Foch den Zeitpunkt für die allgemeine Offensive am 26. September für gekommen. Zwischen Maas und Argonnen drang am 26. die 1. amerikanische Armee nach Norden vor, links daneben in der Champagne die 4. französische Armee (Gouraud). In der Mitte griffen die Engländer vom 27. ab die Siegfriedstellung Cambrai—St. Quentin an, in Flandern trat die Nordgruppe am 28. an. Am 5. Oktober war die Siegfriedstellung genommen. „Die deutschen Truppen", so urteilt General Maurice, „hatten glänzend gefochten, der Generalstab hatte jede mögliche Vorsorge getroffen, um dem erwarteten Angriff zu begegnen. Aber durch die Überlegenheit unserer Tanks und durch die Erschöpfung der Deutschen war ihre Lage hoffnungslos geworden ... Fochs Methode, die feindlichen Reserven zu erschöpfen, bevor die große Schlacht geschlagen wurde, hatte sich bewährt."

An keiner der drei großen Angriffsfronten wurde es den Alliierten leicht, die Früchte des Sieges zu ernten. In Flandern kamen sie in ein Gelände, über das der Krieg lange Zeit hinweggegangen war. Hinter der englischen Front lag der am schlimmsten verwüstete Teil des Kriegsschauplatzes. Die Amerikaner hatten in harten Kämpfen schwere Verluste erlitten und kamen in den Argonnen nur sehr langsam vorwärts. Der Nachschub war bei ihnen so unvollkommen organisiert, daß von seinem vollständigen Zusammenbruch gesprochen wurde. So kam es, daß im Oktober das Vorgehen der Alliierten sich überall verzögerte. Es erwies sich als nötig, die Verbindungen zuvor herzustellen.

Am 19. Oktober erließ Marschall Foch eine neue Anweisung. Der rechte Flügel, Amerikaner und 4. und 5. französische Armee, erhielten die Richtung auf Sedan und Mézières, während die Engländer und die flandrische Nordgruppe auf Givet und Brüssel vergingen, um die Deutschen auf die Ardennen zu werfen.

Die Deutschen waren nach dem Urteil Maurices imstande, noch langen Widerstand zu leisten. Die Alliierten befanden sich noch weit von der Grenze; starke Abschnitte lagen noch dazwischen, in denen die Deutschen

den Winter über sich behaupten konnten. Es war noch nicht vorgekommen, meint Maurice, daß eine große, mächtige Nation, die um ihr Dasein kämpfte, sich unterwarf, solange sie noch Widerstand zu leisten vermochte. Im Laufe des Oktober war der rechte deutsche Heeresflügel hinter die Schelde in die Hermannstellung, der linke hinter die Aisne in die Hunding-Brunhildstellung zurückgenommen worden. Dahinter wurde mit der Auswahl einer weiteren Stellung, der „Antwerpen-Maas-Stellung", begonnen. Am 4. November mußte sich die Oberste Heeresleitung entschließen, den Rückzug in diese Stellung anzuordnen.

Die Kriegslage anfangs November.

Anfangs November vermehrten sich die Schwierigkeiten, die sich dem Vormarsch der Alliierten entgegenstellten. Maurice entwirft eine eingehende Schilderung der Lage bei Abschluß des Waffenstillstandes, die von größter Bedeutung für die Beantwortung der Frage ist, ob wir am 11. November zum Abschluß des Waffenstillstandes unter jeder Bedingung gezwungen waren, oder ob wir noch hätten weiterkämpfen können. Die Alliierten hatten nach Maurice die äußerste Grenze erreicht, bis zu der der Nachschub noch folgen konnte, die Eisenbahnen und Verbindungen wären von den Deutschen gründlich zerstört worden. Die Endstationen der Eisenbahnen, bis zu denen der Nachschub vorgebracht werden konnte, lagen 34—50 Meilen (56—80 km), in gerader Linie gemessen, hinter der Front. Nach den Wegen berechnet, wuchs die Entfernung oft aufs Doppelte. Die Zerstörung der Wege und Brücken machte es unmöglich, diese Entfernung durch Kraftwagen zu überbrücken. Die Lastkraftwagenkolonnen waren so außerordentlich in Anspruch genommen, daß z. B. bei der 4. englischen Armee am 11. November die Hälfte der Wagen zusammengebrochen war. Nur das Allernotwendigste konnte den Truppen nachgeführt werden, an Verpflegung verfügten sie nur über das, was sie bei sich trugen. Erst sechs Tage nach Beendigung der Feindseligkeiten, am 17. November, konnten die Engländer den Vormarsch wieder antreten, nur 16 von den 59 Divisionen waren dazu imstande. Auch dieser Vormarsch stockte bald; anfangs Dezember mußte wieder ein Halt eingelegt werden, weil der Nachschub nicht folgen konnte.

Ähnlich war die Lage bei den Belgiern, Franzosen und Amerikanern. Es handelte sich aber nicht nur um den Nachschub bei der Truppe, sondern es mußte auch für die Ernährung einer starken Zivilbevölkerung gesorgt werden. Ein weiter und schneller Vormarsch auf dem rechten Flügel über die Maas, um den Deutschen ein großes Sedan zu bereiten, kam daher gar nicht in Frage. Es hätte ein Halt eingelegt werden müssen, bis die

Wege und Eisenbahnen hergestellt worden wären. Dem Gegner hätte eine Atempause gewährt werden müssen, während deren er die Ordnung hätte herstellen und den Rückzug hinter die Maas ausführen können.

Feldmarschall Haig bestätigt die vorstehenden Ausführungen des Generals Maurice: „Der Vormarsch wäre erheblich verlangsamt worden, wenn er angesichts des Widerstandes selbst eines geschlagenen Feindes hätte ausgeführt werden müssen. Die Schwierigkeiten der Versorgung wären in vieler Hinsicht ganz außerordentlich gestiegen, besonders durch die Notwendigkeit, große Munitionsmengen nachzuführen." Dieselbe Schilderung entwirft Laure von der Nachschublage.

Eine sehr bemerkenswerte Feststellung über die Lage der amerikanischen Armee im November 1918 brachten die „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 14. 1. 22 aus einer amerikanischen Zeitschrift (die Zeitschrift konnte ich nicht beschaffen). Im Dezemberheft des „American Monthly", herausgegeben von George Silvester Viereck, wird folgender Vorgang berichtet, der sich im Ausschuß des Repräsentantenhauses für Untersuchung der Kriegsausgaben am 15. Juli 1919 zutrug und auf Seite 80 des offiziellen Berichtes dieses Komitees gedruckt ist:

Kongreßmann Johnson: „Wie lange hätte die amerikanische Armee in Frankreich ohne wesentliche Änderungen in der Zusammensetzung, Bewaffnung, Behandlung usw. noch bestehen können?"

Kolonel Huidekoper: „Man nahm bei uns an, besonders mit Rücksicht auf die Transportverhältnisse, höchstens noch vier Monate, sofern nicht gewisse Methoden und besonders die Trains hätten umorganisiert werden können."

Johnson: „Wie dachte der Generalstab darüber oder sein Vertreter?"

Huidekoper: „Kolonel Gowen, der vom Großen Hauptquartier zur Besichtigung unserer Division entsandt war, setzte mich am 6. Januar 1919 durch die Feststellung in Erstaunen, daß die Transportlage so schlecht wäre, daß die amerikanische Armee nicht mehr länger hätte aufrecht erhalten werden können, und daß, wenn die Deutschen nicht Schluß gemacht hätten, die amerikanische Armee es hätte tun müssen. Ich nahm natürlich an, daß er entsprechende Unterlagen für solch eine Feststellung hatte."

Der Verfasser des Artikels sagt dazu u. a.: „Daß diese Feststellung der tatsächlichen Lage im November 1918 entsprach, weiß jeder Amerikaner, der die Verhältnisse mit Aufmerksamkeit verfolgte und Verständnis für die Dinge, auf die es ankam, hatte. Daß die maßgebenden Leute in Deutschland es nicht gewußt haben sollten, ist kaum glaublich oder ein Wunder. Solange keine glaubhafte Erklärung hierfür gegeben wird,

bleibt für den Geschichtschreiber nur ein Schluß: Die Feinde der Monarchie zogen in der Erkenntnis, daß ein deutscher Sieg eine Revolution unmöglich machen würde, die letztere dem Siege vor, in voller Bereitwilligkeit, den Preis der Niederlage hierfür zu zahlen."

Nun wird allerdings von unseren Gegnern geltend gemacht, daß ein großer Schlag in Lothringen geplant gewesen sei, dessen Ausführung der Waffenstillstand verhindert habe. Es handelte sich darum, mit dem rechten Flügel weiter auszuholen, um die Maaslinie zu umfassen. Für den 14. November soll der Vormarsch beabsichtigt gewesen sein. General Mangin sollte mit der 10. Armee, 14 Divisionen stark, auf Saargemünd, rechts daneben General Gérard mit 6 Divisionen auf Dieuze vorgehen, während die inzwischen aufgestellte 2. amerikanische Armee mit 6 Divisionen Metz südlich umgehen und absperren sollte. Die obere Leitung war dem General de Castelnau zugedacht, der noch über eine Reserve von zwei Infanterie- und drei Kavalleriedivisionen verfügte. (Laure.) Nach Angabe Buats sollten östlich Metz 30 französische und amerikanische Divisionen, denen die gleiche Anzahl folgen konnte, zwischen Nomény und Marsal in der Richtung auf die Saar und den Rhein antreten. „Nichts konnte sie aufhalten." Vorher trat der Waffenstillstand ein. Maurice macht jedoch darauf aufmerksam, daß Bedenken gegen diesen Angriff vorlagen, weil er einen großen Teil Lothringens der Verwüstung des Krieges ausgesetzt hätte. Die Deutschen würden hier dieselben Zerstörungen ausgeführt haben, wie auf ihrem sonstigen Rückzug.

General Maurice faßt seine Betrachtungen über die Lage bei Abschluß des Waffenstillstandes dahin zusammen, daß die Alliierten nicht imstande gewesen seien, zwischen Maas und holländischer Grenze weiterzumarschieren. Die Deutschen seien besiegt gewesen, aber die Alliierten hätten die Vernichtung nicht vollenden können. „Wäre der Waffenstillstand nicht gekommen, hätten die Alliierten noch hart zu kämpfen gehabt und ernste Verluste erlitten. Es bestand die Gefahr, daß der größere Teil Belgiens einschließlich Brüssel und Antwerpen und des Industriegebietes von Charleroi, den die Deutschen noch innehatten, der Vernichtung preisgegeben werden mußte." Auch die Schlacht in Lothringen würde viele Menschenleben gekostet haben. Dies waren die Gründe, die die Alliierten dazu bestimmten, von einer Weiterführung des Kampfes Abstand zu nehmen, wenn den Deutschen solche Waffenstillstandsbedingungen auferlegt wurden, daß sie unschädlich gemacht wurden.

So fand der Krieg seinen Abschluß. Ein Sedan hat die angeblich überlegene Feldherrnkunst des Marschalls Foch trotz aller Überlegenheit

der Zahl und trotz der deutschen Erschöpfung nicht zustande gebracht. Noch weniger kam es zu der geträumten großen Schlacht der ganzen Koalition bei Dresden. (J. R., „Foch".) Mit dem Angriff der Italiener über Innsbruck gegen Deutschland, nachdem Ende Oktober die österreichische Front in Italien zusammengebrochen war, hatte es auch noch gute Weile. Der Gegenangriff am 18. Juli war nach Ort und Zeit geschickt angelegt, wenn es auch freilich auf der Hand lag, die gebotene Gelegenheit auszunutzen. Die weiteren großen Pläne führten nirgends zu einem Durchbruch, nirgends zu einer entscheidenden Umfassung. Das große Ringen lief in „ordinäre Parallelschlachten" aus. Weiter hat es die überlegene Methode Fochs nicht gebracht. Mit dieser Strategie kann sich Ludendorffs Operationsweise doch wohl messen.

Beurteilung der deutschen Operationen vom August bis zum November.

Über die deutschen Operationen seit dem Umschwung im Juli bis zum Kriegsende urteilt die französische Kritik folgendermaßen:

Pierrefeu ist der Ansicht, daß Ludendorff Anfang August die Unmöglichkeit hätte einsehen müssen, sich vorwärts der Siegfriedstellung zu behaupten. Er hätte daher sofort in diese Linie zurückgehen und sich Reserven schaffen müssen. Dadurch sei die Möglichkeit gegeben gewesen, kampfkräftig den Rückzug fortzusetzen und Friedensverhandlungen einzuleiten. Durch die Rücksicht auf das riesige Material, das sich in vier Jahren hinter der Front im besetzten Gebiet angehäuft habe, sei er verleitet worden, zu lange standzuhalten und nur schrittweise zurückzugehen, bis schließlich die Truppe völlig verbraucht war.

Derselben Ansicht ist Buat („Hindenburg"): Alles kam darauf an, die Front zu verkürzen und Reserven zu schaffen. Ging Hindenburg sofort in die Siegfriedstellung zurück, so sparte er eine Anzahl Divisionen aus und gewann einige Zeit zum Ausbau weiterer rückwärtiger Stellungen. Freilich sei es nicht leicht gewesen, ein erobertes Gelände so schnell wieder aufzugeben. Nach dem 15. und 18. Juli habe Hindenburg noch Bewegungsfreiheit gehabt und, ähnlich wie im März 1917, in einer Nacht verschwinden können. Nur auf einer verhältnismäßig schmalen Front, zwischen Soissons und Reims, sei er durch den Kampf gebunden gewesen. Nach dem 8. August aber habe sich die Lage völlig geändert. Auf der ganzen Front zwischen Somme und Oise war der Kampf entbrannt. Heimlich zurückzugehen, war bei der engen Berührung mit dem Feind kaum möglich. Je länger Hindenburg wartete, um so größer wurde der Verbrauch an

Divisionen, um so geringer wurde die Ersparnis, die durch einen Rückzug erreicht werden konnte.

Buat und Mangin stimmen darin überein, daß Anfang September nur ein großer Rückzug den Deutschen hätte helfen können. Man hätte dann versuchen müssen, das Heer wiederherzustellen und Verhandlungen anzuknüpfen. Ludendorff hat nach Buats Ansicht aber nur eine halbe Maßnahme getroffen und zunächst die Hermannstellung, später die Antwerpen—Maas-Stellung gewählt. Die einzig mögliche Lösung sei aber der sofortige Rückzug auf die kürzeste, verfügbare Linie gewesen, die mit einem Mindestmaß von Kräften am leichtesten zu verteidigen war und das Ausscheiden möglichst starker Reserven ermöglichte: auf die Linie von der südlichen Spitze des holländischen Limburg über Luxemburg—Metz bis zur bisherigen Lothringer Front.

Es ist dies die sogenannte „Grenzstellung", die bei uns im äußersten Fall in Aussicht genommen war. Sofort so weit zurückzugehen, wäre nicht richtig gewesen. Der Krieg hätte vor den Toren der Heimat gestanden. Inwieweit diese der Belastung standgehalten hätte, steht dahin. Unsere Industriegegend schwebte in der größten Gefahr.

Man wird gegenüber der französischen Kritik zugeben müssen, daß wir im Jahre 1918 von vornherein mit der Möglichkeit eines Rückzuges rechnen und uns frühzeitig darauf vorbereiten mußten. Dieses Kriegsjahr mußte aller Voraussicht nach die Entscheidung bringen. Mißlang unsere Offensive, dann war der Abmarsch in rückwärtige Stellungen unvermeidlich. Der Ausbau der Hermannstellung wurde reichlich spät in Angriff genommen, noch später begannen die Arbeiten an der Antwerpen—Maas-Stellung.

Der Versuch, möglichst lange vorne zu halten, führte zur Erschöpfung der Truppen, Reserven auszusparen war unmöglich. Schließlich mußten wir gezwungen in unfertige Stellungen zurückgehen. Gewiß war es mißlich, nachdem das ganze Heer Anfang 1918 auf die Offensive eingestellt war, gleichzeitig offensichtliche und umfangreiche Vorbereitungen für einen Rückschlag zu treffen. Vor allem fehlte es an den erforderlichen Arbeitskräften für den Bau großer Stellungen. Alle verfügbaren Arbeitstruppen waren für die Vorbereitung der Offensive nötig. Es wäre aber doch wohl möglich gewesen, noch einige wenige Divisionen, zwar nicht zum Kampf, wohl aber zu Arbeitszwecken, aus dem Osten heranzuziehen. Ungünstig war es ferner, daß sich hinter unseren Fronten ein ungeheures Material im Laufe des langen Stellungskrieges angehäuft hatte, das trotz allen Drängens der Obersten Heeresleitung nicht rechtzeitig zurückgeschafft werden konnte. Unsere Eisenbahnverbindungen waren für einen schnellen Abschub

ungünstig. Mit jedem weiteren Schritt, den wir zurückgingen, verschlechterte sich die Eisenbahnlage. Je mehr wir unser engmaschiges Eisenbahnnetz mit zahlreichen Bahnhöfen verloren, um so schwieriger wurde die Versorgung der Truppen und die Möglichkeit schneller Truppenverschiebungen hinter der Front. Auch in dieser Beziehung mußte frühzeitig vorgesorgt werden. Schließlich haben wir durch den uns im Waffenstillstandsvertrag auferlegten Rückzug doch unser Material größtenteils liegen lassen müssen.

Die Frage, ob wir nach dem 18. Juli gleich in die Siegfriedstellung hätten zurückgehen sollen, ist schwer zu beantworten. So unbemerkt, wie im März 1917, hätten wir uns dem Gegner nicht entziehen können. Damals war der Abmarsch monatelang aufs sorgfältigste vorbereitet worden, so daß ein einfaches Stichwort genügte, um die ganze Bewegung wie ein Uhrwerk ablaufen zu lassen. Die Heeresleitung konnte nach den Ereignissen vom 15. und 18. Juli der Auffassung sein, daß diese Operation zwar mißglückt sei, daß es ihr aber doch gelingen könne, sich bis auf weiteres in den bisherigen Stellungen zu behaupten. Allerdings mußten dann die politischen Folgerungen daraus gezogen werden, denn der Krieg war nicht mehr zu gewinnen. Der Entschluß, schon im Juli zurückzugehen, ist heute, da wir die nachfolgenden Ereignisse des 8. August kennen, leichter vorzuschlagen, als er damals zu fassen war. Immerhin hätte aber die taktisch ungünstige Lage bei Armentières und Amiens durch Abschrägen vorspringender Stellungsteile verbessert werden müssen.

Nach dem auffallenden Erfolg der Alliierten bei Amiens am 8. August, der plötzlich zeigte, daß die deutsche Front wankte und das Heer anfing, brüchig zu werden, wäre aber der Rückzug in die Siegfriedstellung doch wohl geboten gewesen.

Der Waffenstillstand.

Über die Art, wie der Waffenstillstand zustande gekommen ist, hat André Tardieu („Illustration" vom 6. 11. 1920) Näheres mitgeteilt. Nachdem Wilson den „Assoziierten" die Frage des Waffenstillstandes vorgelegt hatte, übergab Clemenceau sie Foch. Am 25. Oktober trat dieser mit Pétain, Haig und Pershing zu einer Beratung zusammen. Alle erklärten sich für einen Waffenstillstand. Haig war für gemäßigte Bedingungen. Die verbündeten siegreichen Armeen seien am Ende ihrer Kräfte, die Truppenteile müßten sich erst wieder erholen. Deutschland sei militärisch noch nicht gebrochen. „Während der letzten Wochen sind die deutschen Armeen tapfer kämpfend in der besten Ordnung zurückgegangen." Wolle man daher einen Waffenstillstand schließen — und es sei wünschenswert, daß dies geschehe —, so müsse man Bedingungen vorschlagen, die Deutsch-

land annehmen könne. Er schlug als solche vor: Räumung des besetzten Gebietes von Frankreich und Belgien sowie Elsaß-Lothringens, Rückerstattung des bei Beginn des Krieges den Franzosen und Belgiern abgenommenen rollenden Materials. Fordere man mehr, so laufe man Gefahr, das deutsche Nationalgefühl aufs äußerste zu erregen und den Krieg zu verlängern, der ohnedies schon teuer genug zu stehen gekommen sei, alles nur für ein zweifelhaftes Ergebnis. Denn die Räumung des genannten Gebietes genüge, um den Sieg zu bestätigen.

Pershing, der hiernach gefragt wurde, war vorsichtig und wollte erst die Meinung Pétains hören.

Pétain war entschieden für schärfere Bedingungen. Der Waffenstillstand müsse es dem Feind unmöglich machen, den Kampf wieder zu beginnen, und müsse die Alliierten in die Lage versetzen, die Friedensbedingungen zu diktieren. Dazu sei es nötig, daß das deutsche Heer nach der Heimat ohne ein Geschütz und nur mit Handfeuerwaffen zurückkehre. Das einfachste Mittel hierzu sei die Bestimmung so kurzer Räumungsfristen, daß das Heeresgerät unmöglich mitgenommen werden könne. Ferner müsse das linke Rheinufer besetzt und eine neutrale Zone von 50 km auf dem rechten Ufer festgesetzt werden. Pétain meinte allerdings, daß diese Bedingungen von den Deutschen nicht angenommen werden würden. Pershing erklärte sich nunmehr mit Pétains Vorschlag einverstanden.

Daraufhin unterbreitete Foch am 26. Oktober seine Bedingungen Clemenceau. Er hatte sich Pétains schärferen Forderungen angeschlossen. Die deutsche Armee dürfe nicht kampffähig an der Grenze stehen bleiben. Der Oberste Rat trat nunmehr in die Beratung ein. Einigen ging der Vorschlag noch nicht weit genug. Marschall Foch erklärte jedoch, daß das Ziel erreicht sei. Unterschrieben die Deutschen, so liege keine Veranlassung vor, den Krieg weiterzuführen. Auf die Frage, ob durch härtere Bedingungen der Krieg verlängert würde und wie lange er dann dauern könne, meinte er, das könne niemand vorher sagen: er könne drei, vielleicht aber auch vier bis fünf Monate dauern. Am 31. wurden im wesentlichen auf dieser Grundlage die Bedingungen festgesetzt und nur, entgegen der Ansicht Fochs, auf Wunsch der Admirale noch die Abgabe des größten Teils der deutschen Flotte hinzugefügt. Diesmal äußerte Lloyd George Bedenken, ob durch diese Forderung nicht der Krieg verlängert würde.

Tardieu fügt hinzu, daß nachträglich behauptet worden sei, man habe sehr viel mehr fordern können, die Deutschen hätten unterschrieben. Das habe aber niemand vorher wissen können. Andere hätten behauptet, wenn der Kampf wieder aufgenommen worden wäre, hätte er nur acht Tage gedauert. Wenige Tage vor dem Waffenstillstand habe aber ein fran-

zösischer Armeeführer zu einem Staatsmann geäußert: „Wir richten uns noch auf einen weiteren Winter ein." Auch Pierrefeu bestätigt, daß man im Großen Hauptquartier Pétains allgemein angenommen habe, die Deutschen würden so harte Bedingungen nicht annehmen. Man habe sich aber über die Stärke des deutschen Ehrgefühls getäuscht, fügt er bitter hinzu.

Mit den Friedensbedingungen soll Foch später aber nicht einverstanden gewesen sein. „Ni frontières, ni hypothèques!" äußerte er (Jules Sauerwein im „Matin" vom 8. 11. 1920). Für die Sicherheit Frankreichs sei zwar nicht die politische, aber die militärische Rheingrenze nötig gewesen. Daher habe er bis zur völligen Erfüllung des Vertrages die Besetzung des linken Rheinufers gefordert. Hiergegen macht Tardieu im „Petit Journal" geltend, daß Lloyd George während der Friedensverhandlungen gegen die Besetzung des linken Rheinufers gewesen sei und im Verein mit Wilson statt dessen Clemenceau die englisch-amerikanische Unterstützung im Fall eines deutschen Angriffs angeboten habe. Clemenceau habe sich hartnäckig geweigert, darauf einzugehen und nach langen Verhandlungen das Zugeständnis der Besetzung des linken Rheinufers auf die Dauer von 15 Jahren erlangt. Sehr erbaut war Clemenceau von den Verhandlungen mit Lloyd George und Wilson überhaupt nicht. Wie Repington („The First World") erzählt, meinte er, der eine bilde sich ein, er wäre Napoleon, der andere glaube, er sei Jesus Christus selbst.

Einen für uns Deutsche sehr wesentlichen Beitrag zu den geschilderten Vorgängen hat der Vertreter Amerikas im Obersten Rat, General Bliß, geliefert („Army and Navy Journal"). Danach war General Bliß der Ansicht, daß für Europa ein möglichst schneller Friede nötig sei. Man müsse daher einen Waffenstillstand schließen, der in 24 Stunden durchzuführen sei, und innerhalb eines Monats Frieden schließen. Die einzig richtige Form des Waffenstillstandes sei die völlige Entwaffnung aller deutschen Land- und Seestreitkräfte gewesen, der die allgemeine Demobilmachung sofort zu folgen hätte. Mit der Entwaffnung wäre die sofortige Räumung des besetzten Gebietes verknüpft gewesen, aber durch unbewaffnete Truppen.

Als der Waffenstillstand in Frage kam, sei das deutsche Heer zwar geschlagen, aber noch nicht zerbrochen, vielmehr noch in beträchtlicher Stärke gefechtsfähig gewesen. Die tatsächlichen Waffenstillstandsbedingungen hätten ihm erlaubt, über den Rhein zurückzugehen und eine Stellung einzunehmen, von der aus es die weiteren Verhandlungen beeinflussen konnte. Die Abgabe eines Teils der Artillerie und der Maschinengewehre hätte

dies nicht verhindert. Niemand konnte wissen, ob nicht Deutschland aus den Beständen der Heimat das beim Waffenstillstand abgegebene Gerät sofort ersetzen konnte.

Tatsächlich sei es allerdings anders gekommen: Nur die Revolution in Deutschland, die damals noch nicht ausgebrochen war, hat dies verhindert."

Die vorstehend wiedergegebenen Äußerungen unserer Gegner über die Haltung und Widerstandskraft des deutschen Heeres stimmen mit dem überein, was Maurice darüber geäußert hat (S. 112). Auch General X. Y. (a. a. O.) erkennt die Leistung des deutschen Heeres beim Rückzug im Oktober unumwunden als sehr bemerkenswert an. Die geschickte Ausführung der Zerstörungen und der Widerstand der Maschinengewehrschützen habe den Vormarsch der Alliierten erheblich aufgehalten und keinerlei Manöver gestattet. „Deutschland war in voller Gärung, die rückwärtigen Truppenteile und die Ersatzformationen pflanzten die rote Fahne auf und rissen den Offizieren die Orden und Gradabzeichen ab, aber die Truppen in der vordersten Linie kämpften erbittert weiter."

Zweifellos geht aus allen diesen Darstellungen hervor, daß unsere Gegner vor Ausbruch der deutschen Revolution übereinstimmend der Ansicht waren, wir seien imstande, den Krieg fortzusetzen, und daß Franzosen wie Engländer glaubten, wir würden die Bedingungen des Waffenstillstandes nicht annehmen. Die Revolution, deren planmäßige Vorbereitung das Heer schon seit langem unterwühlt hatte, fiel ihm im schwierigsten Augenblick in den Rücken, sie machte es wehrlos und zwang uns zur Annahme jeder Bedingung. Nun erst lag Deutschland völlig am Boden.

Es kann nicht bestritten werden, daß die Heimat zuletzt nicht mehr hinter dem Heere stand. In der Sitzung der französischen Kammer sagt am 25. Februar 1920 der militärische Berichterstatter des Heeresausschusses, Oberst Fabry: „Wir haben beim Kriegsschluß die deutsche Armee gesehen, so stark gewaffnet, wie eine Armee es nur sein kann, ausgestattet mit einem Material, so vollkommen, wie es nur möglich ist. Was hat ihr gefehlt? Was war die Ursache ihrer Niederlage? Daß sie nicht die einmütige Zustimmung der Heimat und den Willen der Gesamtheit, die notwendigen Opfer des Krieges zu ertragen und den Krieg fortzusetzen, hinter sich hatte. Es ist durch diesen Krieg klar erwiesen, daß eine Armee, so stark sie auch sein mag, die nicht ein kampfentschlossenes und von dem Willen zum Kampf durchdrungenes Volk hinter sich hat, sofort zur Ohnmacht verurteilt ist."

Die feindliche Propaganda.

Die Ursachen der Revolution zu untersuchen, liegt außerhalb des Rahmens dieser Schrift. Nur inwieweit der Gegner durch seine Propaganda dazu beigetragen hat, und was darüber inzwischen von feindlicher Seite bekannt geworden ist, kann hier erörtert werden.

Der Leiter dieser gefährlichen Kriegswaffe war Alfred Harmsworth, heute Viscount Northcliffe genannt, über dessen Tätigkeit im Weltkriege wir durch die Veröffentlichungen seines Gehilfen Stuart (Secrets of Crewe House, London 1920) neuerdings genau unterrichtet sind. Ein höchst beachtenswerter Aufsatz „Northcliffe" in der Zweimonatsschrift „Wissen und Wehr" (Berlin 1920, E.S. Mittler & Sohn, 6. Heft) gibt das Wichtigste aus diesem interessanten Buch wieder. Danach verfügte Northcliffe bei Beginn des Krieges über drei Viertel der ganzen englischen Presse, die sogenannte Northcliffepresse, die die öffentliche Meinung des gesamten englischen Weltreiches beeinflußte. Zu der Presse vieler fremder Länder, Amerikas, Italiens, Rußlands und Hollands, hatte er enge Beziehungen. Diesen riesigen Apparat, der sich über die ganze Welt erstreckte, stellte er im Krieg in den Dienst Englands, um den Siegeswillen des Gegners zu brechen. Mit großem Geschick, aber mit noch größerer Rücksichtslosigkeit, mit Lüge und Heuchelei, wurde dieses Ziel erstrebt und schließlich auch erreicht. Feste Richtlinien wurden ausgegeben, nach denen planmäßig gearbeitet wurde. Durch beharrliche Wiederholung gelang es, die Lügen von der ausschließlichen deutschen Kriegsschuld, von dem Streben Kaiser Wilhelms nach der Weltherrschaft, von den Kriegsgreueln deutscher Soldaten in der ganzen Welt als Tatsachen zu verbreiten. Man kann sogar sagen, daß Northcliffe die englische Politik beherrschte.

Zuerst richtete sich diese Waffe gegen Österreich-Ungarn, dessen Auseinanderfallen durch geschickte Ausnutzung der nationalen Gegensätze gefördert wurde.

In größtem Umfang setzte sodann die Propaganda gegen Deutschland im Frühjahr 1918 ein, um den deutschen Kriegswillen zu schwächen, die Widerstandskraft des Volkes zu brechen und Deutschland mürbe zu machen. Unter Ausnutzung der bekannten Schlagworte, wie Imperialismus, Militarismus, Völkerbund, Abrüstung und ewiger Friede, für die wir uns reichlich empfänglich erwiesen haben, wurde dem deutschen Volke vorgespiegelt, daß es sich nicht um seine Vernichtung oder Unterdrückung, sondern um seine Befreiung von den herrschenden militärischen Kreisen, die dem Frieden entgegenständen, handelte. Künstlich wurde ein Gegensatz zwischen Volk und Regierung geschaffen. Sei dem deutschen Volke erst

die innerpolitische Umwälzung gelungen, dann könne es in den Völkerbund freier Nationen eintreten und sich wirtschaftlich wieder aufrichten. Nach der allgemeinen Abrüstung und der Vernichtung des Militarismus stände uns ein neues Zeitalter des Weltfriedens bevor, in dem es keine Eroberungskriege mehr gebe. Man muß zugestehen, daß dieser Schwindel auf die deutsche Denkweise geschickt berechnet war, und daß das deutsche Volk darauf hineingefallen ist. Noch heute sind manchen Unbelehrbaren die Augen darüber nicht aufgegangen.

Millionen von Flugblättern wurden an der deutschen Front abgeworfen, zahlreiche Agenten bereisten Deutschland. Die neutrale Presse, der Buchhandel, der Film, kurz alle erdenklichen Mittel wurden zu Hilfe genommen. Die Wirkung war, daß wir unser Heer zertrümmerten, unser Schwert mit eigener Hand zerbrachen, das Offizierkorps ächteten, an Wilsons 14 Punkte glaubten und durch die Revolution den Umsturz und die Anarchie in Deutschland verbreiteten in einem Augenblick, in dem alles darauf ankam, eine feste, entschlossene Haltung gegenüber unseren Gegnern anzunehmen. „Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt", verkündete aber von der Freitreppe des Reichstages Herr Scheidemann am 9. November 1918.

7.

Kritik des Heerwesens.

Nachdem wir den Krieg verloren haben, suchen wir eifrig nach Schuldigen. Wir entdecken Versäumnisse in der Kriegsvorbereitung, in der Taktik und Ausbildung, in der Bewaffnung und Ausrüstung. Zahlreiche Mißstände im Heere werden gefunden und gebührend hervorgehoben.

In dieser Beziehung ist die Kriegsliteratur unserer Gegner von größter Bedeutung für uns. Sie zeigt uns, daß vielfach genau dieselben Klagen auch beim Sieger gegen das Heer geführt werden. Schäden und Fehler sind mit jedem Menschenwerk verknüpft. Manche unerfreuliche Erscheinung, die im Weltkriege hervorgetreten ist, wird bei näherer Betrachtung von jedem Kenner der Kriegsgeschichte als allgemeine Kriegserscheinung erkannt werden. Wenn Feldmarschall von Moltke gesagt hat, daß sich im Kriege die edelsten Tugenden des Menschen, die sonst schlummern und erlöschen würden, entfalten: Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens, so trifft dies gewiß auch auf den Weltkrieg zu. Ein so langer und so furchtbarer Weltkrieg,

der sich gegen das Dasein und die Nerven des ganzen Volkes richtete, weckt aber auch böse Regungen und zeitigt Erscheinungen, wie sie in den kurzen Moltkeschen Feldzügen nicht zutage getreten sind.

Niemand wird behaupten wollen, daß bei uns alles vollkommen gewesen sei. Aber der Gegner war mindestens ebenso unvollkommen. Die Niederlage läßt alles in grellster Beleuchtung erscheinen. Der Sieger geht über die Unvollkommenheit hinweg. So war es bei uns 1866 und 1871, so ist es jetzt bei unseren Gegnern. Die Menge aber urteilt nur nach dem Erfolg.

Ein Hauptvorwurf, der bisher dem deutschen Generalstab gemacht worden ist, ist der, daß er sich in bezug auf die Dauer des Krieges geirrt und sich auf einen so langen Krieg nicht genügend vorbereitet habe. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß auch unsere Gegner nicht an einen langen Krieg geglaubt haben (S. 5). Der deutsche Generalstab hat aber vor dem Kriege mehrfach auf die Notwendigkeit einer Vorbereitung der wirtschaftlichen Mobilmachung hingewiesen. Auch war auf Antrag des Staatssekretärs Delbrück im November 1912 eine ständige Mobilmachungskommission zur Prüfung aller mit der Mobilmachung zusammenhängenden, nicht militärischen, wirtschaftlichen Fragen ernannt worden. Es handelte sich hauptsächlich um eine Statistik der Ernteerzeugnisse, Vorbereitungen zum Ankauf von Getreide auf neutralen Märkten und zur Lagerung, Schaffung von Getreidereserven, Versorgung bei einer Blockade, Versorgung der Industrie mit Kohlen und Rohstoffen, Beschaffung und Verteilung der Arbeitskräfte für Industrie und Landwirtschaft u. dgl. Hierzu wäre es erforderlich gewesen, Sachverständige und den beim Reichsrat des Innern bestehenden „Wirtschaftlichen Ausschuß" zu hören. Das Auswärtige Amt hatte aber Bedenken, es könne dies als Kriegsvorbereitung gedeutet werden! Erst im Frühjahr 1914 konnten die Verhandlungen beginnen, als es zu spät war, um zu greifbaren Ergebnissen zu kommen. („Zur Vorgeschichte des Weltkrieges", Heft 1, Seite 79. Herausgegeben vom 1. Unterausschuß.)

Wie es in Frankreich in dieser Hinsicht vor dem Kriege stand, berichtet General X. Y. (a. a. O.). Heute, meint er, sei jedermann davon überzeugt, daß die Kriegsvorbereitung sich nicht auf die militärische Mobilmachung beschränken dürfe, sondern eine Mobilmachung des ganzen Volkes in wirtschaftlicher, industrieller und verkehrstechnischer Beziehung vorsehen müsse. Ein kriegführendes Land müsse leben und kämpfen können, ohne einer Zufuhr von außen zu benötigen. Deutschland habe den Krieg verloren, weil es nicht hierfür Sorge getragen habe. Aber in Frankreich sei dies ebensowenig der Fall gewesen. Hätte ihm nicht England die

Freiheit des Meeres gesichert, so würde Frankreich wahrscheinlich äußerst schwer unter der Abhängigkeit vom Ausland gelitten haben, an die es im Frieden gewöhnt war. Durch die unzureichende Vorbereitung sei 1914 eine Krisis entstanden, die nur durch ein Zusammentreffen glücklicher Umstände überwunden worden sei. Weder die Versorgung mit Verpflegung, noch die Munitionserzeugung, noch die Materialbeschaffung durch die Kriegsindustrie seien vorbereitet gewesen. Der Generalstab habe sich lediglich um die militärische Mobilmachung gekümmert, aber von den wirtschaftlichen Fragen, die im modernen Krieg eine so bedeutende Rolle spielen, keine Ahnung gehabt. Aber nicht einmal in dem engeren militärischen Bereich sei das Erforderliche vorbereitet gewesen, teils weil man aus Furcht vor dem Parlament sich gescheut habe, die nötigen Summen zu fordern, teils weil man an einen kurzen Krieg geglaubt habe, der einen baldigen Ersatz des Materials nicht erforderlich gemacht hätte.

Sehr lehrreiche Aufschlüsse gibt ein Buch des Generals Baquet („Souvenirs d'un directeur de l'artillerie"). Er war vom Dezember 1914 bis zum Mai 1915 „Direktor der Artillerie" im französischen Kriegsministerium und als solcher für die Beschaffung von Waffen und Munition für das Heer verantwortlich. Der Bedarf überstieg bald nach Beginn des Krieges jede Voraussicht. Die Beschaffung wurde außerordentlich dadurch erschwert, daß die französische Industriegegend des Nordens in deutschen Besitz kam. Sie vermochte daher 1914 und 1915 mit dem Bedarf nicht Schritt zu halten. Auch General Baquet bestätigt, daß man geglaubt habe, spätestens im Jahre 1915 werde der Krieg zu Ende sein. Keinerlei Vorkehrungen waren zur schnellen Herstellung neuer Feldgeschütze getroffen. Der Verbrauch erwies sich aber als weit größer, als angenommen worden war. Die Industrie war darauf nicht vorbereitet und konnte nur langsam den Forderungen nachkommen.

Die französische schwere Artillerie war bekanntlich der deutschen zu Beginn des Krieges erheblich unterlegen. Im ganzen waren etwa 50 Batterien vorhanden. Man hatte geglaubt, das erforderliche Steilfeuer mit dem 75 mm-Feldgeschütz mit Hilfe einer besonderen Vorkehrung, der plaquette Malandrin, leisten zu können. Eine auf die Geschoßspitze aufgesetzte Platte erhöhte den Luftwiderstand und bewirkte eine stärkere Krümmung der Flugbahn. Neue Geschützmodelle waren zwar angenommen, aber vor Beginn des Krieges nicht fertiggestellt worden. Man mußte daher zahlreiche veraltete Geschütze der Festungs- und Belagerungsartillerie wieder in Gebrauch nehmen. Nach Angabe de Civrieux' sind erst im Jahre 1915 neue Geschütze bestellt worden, so daß in der Sommeschlacht, wie erwähnt (S. 35), hauptsächlich noch Geschütze älteren Modells ver-

wendet werden mußten. Erst im Mai 1916 wurde ein großes Programm für die Beschaffung einer hinreichend beweglichen schweren Schnellfeuerartillerie festgesetzt. 6000 schwere Geschütze wurden in Bestellung gegeben, die aber erst teils im Juli 1917, teils im März 1918 fertiggestellt wurden.

Auch für die schnelle Herstellung von Gewehren waren im Frieden keine Vorbereitungen getroffen. Um den starken Verbrauch schnell zu ersetzen, mußte man sich zunächst zur Umänderung des alten Modells 1874 entschließen. Die Schwierigkeiten konnten erst Mitte 1915 behoben werden. Das Lebelgewehr Modell 1886, mit dem die französische Armee 1914 ausrückte, war trotz der vorgenommenen Verbesserungen veraltet.

Die Munitionsversorgung reichte in Frankreich zu Beginn des Krieges ebensowenig aus wie bei uns. Man war auf einen solchen Verbrauch bei weitem nicht eingerichtet. Daß der deutsche Generalstab an dem bei uns eingetretenen Munitionsmangel nicht die Schuld trug, kann aus Ludendorffs „Urkunden der Obersten Heeresleitung" (Berlin 1920, Mittler und Sohn, S. 2ff.) ersehen werden. In Frankreich hatte man anfangs 1913 den Munitionsvorrat für den Krieg auf 1700 Schuß für jedes Feldgeschütz festgesetzt, man hatte aber zu Beginn des Krieges erst 1390 Schuß vorrätig. Die Folge war, daß bereits nach der Marneschlacht die größte Munitionsnot eintrat. Die nunmehr in größter Eile hergestellte neue Munition erwies sich als minderwertig. General Dubois (a. a. O.) berichtet, daß beim IX. Armeekorps, das sich an der Aisne befand, bereits Ende September sich die größten Schwierigkeiten ergaben. Die Artillerie habe keine Granaten, nur noch Schrapnells gehabt. Man habe auf jede Offensive verzichten müssen. „Die Munitionslage ist kritisch, sie kann sogar tragisch werden," habe in einer Verfügung der Obersten Heeresleitung gestanden. Das Artilleriefeuer sei infolgedessen aufs äußerste eingeschränkt worden. Man habe diese Lage vor der Infanterie geheimgehalten, die sich nun nicht erklären konnte, warum ihre Bitten um Vergeltungsfeuer nicht erfüllt wurden. Erst Ende 1916 gelang es, nach Zahl und Güte ausreichende Munition herzustellen.

Dem deutschen Heere wird vielfach vorgehalten, daß es 1914 mit einer veralteten Taktik ins Feld gezogen sei. Beispielsweise sagt Hauptmann Ritter in seinem bekannten Buch „Kritik des Weltkrieges", wir hätten 1914 die feindliche Waffenwirkung unterschätzt. An Stelle der Gefechtserziehung habe mehr eine Art von Gefechtsdrill geherrscht. Die Bedeutung des Zusammenwirkens der Infanterie mit der Artillerie, das, was die Franzosen liaison d'armes nennen, sei nicht erkannt worden. „Der Niederschlag dieser Irrtümer war eine unleugbare Angriffshetze." So hätten wir 1914 schweres Lehrgeld bezahlen müssen. „Im Weltkriege

fehlte in den letzten Jahren bitter die Blüte des Heeres, die eine alternde Taktik dem Konservativismus zum Opfer gebracht hatte."

Es ist interessant, hiermit die französischen Urteile über die Taktik im französischen Heere zu vergleichen und festzustellen, wie die viel gepriesene französische liaison d'armes beschaffen war. General Percin führt in der „France Militaire" vom 16. Oktober 1921 aus, daß für das Zusammenwirken der Infanterie und Artillerie im Gefecht vor dem Kriege bei weitem nicht genug geschehen sei. Es genüge nicht ein allgemeiner Hinweis auf gegenseitige kameradschaftliche Unterstützung, um im Gefecht zu wissen, worauf es ankomme. Die französische Infanterie habe sich 1914 in den ersten Schlachten auf den Feind gestürzt, ohne im geringsten die Artilleriewirkung abzuwarten. Mitten im Kriege habe Joffre am 24. August 1914 in einem Tagesbefehl die Truppen auf die Notwendigkeit hinweisen müssen, daß ein Angriff nur nach genauer Vereinbarung zwischen der Infanterie und Artillerie stattfinden dürfte.

In der „France Militaire" vom 23. September 1921 schildert General Fonville die Ausbildung der französischen Armee in den großen Manövern vor dem Kriege. Der Begriff der Feuerwirkung sei völlig verlorengegangen, nur die Bewegung habe alles entscheiden sollen. Die Offensive à outrance sei das Dogma gewesen. Alle Lehren des Burenkrieges und des Mandschurischen Krieges habe man vergessen. Nur immer vorwärts! sei der Wahlspruch gewesen. Auf die Artillerievorbereitung habe man nicht gewartet, sie sei mit einigen Manöverkartuschen markiert worden. „Am 22. August 1914 haben wir dieses Vergessen und diese Irrtümer mit einem blutigen Preis bezahlen müssen."

Daß Joffre nach dem Scheitern seiner Offensive im August 1914 die Überlegenheit der deutschen Truppe eingestehen mußte, ist erwähnt (S. 10). In der „Revue militaire générale" (März 1921) wird zugegeben, daß die französische Infanterie der deutschen 1914 im Schießen, in der Verwendung der Maschinengewehre, in der Ausnutzung des Geländes im Angriff und in der Verteidigung, in der Anwendung und Ausführung von Feldbefestigungen unterlegen war. General Lanrezac (a. a. O.) hat an der französischen Armee des Jahres 1914 sehr viel auszusetzen. Die Disziplin habe sehr zu wünschen übrig gelassen, der Artillerie habe es an einer leichten Feldhaubitze gefehlt, die Bewaffnung mit Maschinengewehren sei geringer als in Deutschland, die Taktik brutal und gefährlich gewesen.

Es ist ein weit verbreiteter Glaube, daß unsere Infanterie zu Beginn des Weltkrieges in der Anwendung der **Feldbefestigung** der französischen weit unterlegen gewesen sei. De Thomasson („Le revers de 1914

et ses causes“) behauptet, daß in sehr vielen französischen Regimentern die im Oktober 1913 eingestellten Rekruten im August 1914 ins Feld gezogen seien, ohne einen Spatenstich gemacht und einen Schützengraben ausgehoben zu haben. In der „Revue des deux mondes“ vom 1. August 1921 wird berichtet, daß der General de Castelnau, als seine Armee sich nach dem Rückzug nach der Schlacht bei Saarburg im August 1914 zur Verteidigung einrichtete, befohlen habe, in ausgedehntem Maße von der Feldbefestigung Gebrauch zu machen. „Er trat dem Vorurteil und den in der französischen Armee herrschenden Gewohnheiten, der Abneigung der Truppe gegen das Eingraben, kräftig entgegen.“ Auch in einem Aufsatz in der „Revue militaire générale“ vom Juli 1921 wird die Abneigung des französischen Soldaten gegen das Eingraben hervorgehoben. Daß man, wie bei uns, in der ersten Zeit des Krieges auf dem Standpunkt gestanden habe, der Verteidiger dürfe keinen Zollbreit Gelände verlieren, wird ebendort berichtet. Dadurch seien die starke Besetzung des vordersten Grabens, die unnötigen Verluste durch Artilleriefeuer und an Gefangenen entstanden.

Auch in Frankreich sprach man von einer „Militärkaste“, zu der in erster Linie der breveté, der im glücklichen Besitze des Zeugnisses der Eignung zum Generalstab war, gehörte. Er ist nicht imstande, etwas anderes zu treiben, als was zu seiner unmittelbaren dienstlichen Beschäftigung gehört. Alles andere mißachtet er. Er zählt sich zu den Intellektuellen der Armee und nimmt einen überlegenen Ton gegenüber den übrigen Offizieren an. Die Doktrin steht ihm höher als die Erfahrung, er klebt an Grundsätzen und Schlagworten wie Ökonomie der Kräfte, Siegeswille usw., und ist neuen Gedanken wenig zugänglich. „Er hat nichts gelernt und nichts vergessen. So ging er in den Krieg, so kehrte er zurück.“ Auch Laure erwähnt, daß der französische Generalstab nach dem Kriege vielfach angegriffen werde.

Ähnlich drückt sich Fuller (a. a. O.) über den englischen Generalstab aus. Der Generalstab habe vor dem Kriege zwar gearbeitet, aber nicht wissenschaftlich gedacht. Die Generalstabsoffiziere seien Sklaven der Vergangenheit, nicht Meister der Zukunft. Ihr Gesichtskreis sei vielfach eng, sie wiederholten Grundsätze längst vergangener Zeiten.

Wie bei uns, warf man in Frankreich dem Generalstab vor, „er führe Krieg auf dem Papier und kenne die Schwierigkeiten nicht, mit denen die Front zu kämpfen habe.“ Er beschäftige sich mit einer ungeheuren Schreibarbeit. Im Großen Hauptquartier seien Mitte 1917 monatlich 60 000 Schriftstücke ein- und 70 000 ausgegangen. Die Höhe der Zahl drücke die Bedeutung der Behörde aus.

Über das Leben und Treiben der Offiziere im **Großen Hauptquartier** in Chantilly gingen alle möglichen Gerüchte um, die schließlich zu einer Verlegung des Hauptquartiers Anlaß gaben. Die Gerüchte waren übrigens unbegründet.

General X.Y. (a. a. O.) klagt darüber, daß man in Frankreich nicht die Notwendigkeit einer engen und dauernden Wechselwirkung zwischen der Volksseele und dem Geist des Offizierkorps erkannt habe. Man habe geglaubt, den militärischen Geist nur in der Kaserne entwickeln zu können. Während Deutschland mit der zweijährigen Dienstzeit seine Armee zu einem furchtbaren Werkzeug ausgestaltet habe, sei es in Frankreich nicht gelungen, das Heer zu einem wahren Volk in Waffen zu machen. Frankreich habe Hunderttausende von Männern ins Feld gestellt, aber nicht die Nation. In der Besetzung der Offizierstellen sei man zu engherzig gewesen und habe nicht verstanden, die vorhandenen Werte aus dem Volk herauszuholen.

Unserer Heeresleitung ist im Kriege häufig von den Truppenführern der Vorwurf gemacht worden, daß sie die Kräfte der Truppe durch allzulangen oder allzuhäufigen Einsatz verbrauche und den Divisionen nicht die nötige Ruhe gewähre. Wir waren aber in einer Zwangslage. Der Feind war bei seiner großen Überlegenheit viel eher imstande, die Divisionen rechtzeitig aus der Front zu ziehen und wochenlang ausruhen zu lassen. Trotzdem wurde auch in Frankreich darüber Beschwerde geführt, daß die Divisionen häufig erst aus der Front abgelöst würden, wenn sie völlig am Ende ihrer Kräfte wären. Waren sie endlich zurückgezogen, so habe man wochenlang sehnsüchtig auf den nötigen Ersatz gewartet. Schließlich sei er angekommen, wenn die Divisionen wieder eingesetzt wurden, so daß es an Zeit fehlte, ihn gehörig einzugliedern.

Über die Zahl und den Verbrauch der deutschen **Reserven** hat man sich bei der französischen Heeresleitung mehrfach großen Täuschungen hingegeben. Während der Kämpfe bei Verdun im Jahre 1916 stellte der im Stabe Joffres befindliche General Pellé die Behauptung auf, daß in einigen Wochen die Deutschen ihren Ersatz verbraucht und ihre Kräfte erschöpft haben würden. Als Rumänien in den Krieg eintrat, gab die mit der Bewertung der Nachrichten über den Feind beauftragte 2. Abteilung der französischen Obersten Heeresleitung ihr Gutachten dahin ab, daß die Deutschen infolge der Erweiterung der Front nicht über eine einzige Division in Reserve verfügten. Als es hieß, Deutschland versammle Truppen gegen Rumänien, antwortete dieselbe 2. Abteilung: „Womit wollen sie denn angreifen? Sie haben noch eine halbe Division in Reserve." Bald darauf lag Rumänien am Boden. „Mein Gott, wo nehmen sie nur die Divisionen her?" hieß es nun auf einmal.

Die öffentliche Meinung wurde nach Ansicht des Generals X. Y. in Frankreich während des Krieges nicht genügend beachtet. Die Presse, die von den besten Absichten beseelt war, wurde nicht geleitet und unterrichtet, so daß sie vielfach das Gegenteil von dem sagte, was nötig gewesen wäre. Wenn man auch das Volk nicht belügen dürfe, so könne man doch nicht alles sagen, und es komme auch sehr darauf an, wie man es sage. Deutschland habe mit einer bemerkenswerten Ausdauer drei Jahre lang die schwersten Entbehrungen ertragen, weil man ihm durch die Presse und durch Vorträge die Notwendigkeit klar gemacht habe. Als in Frankreich nach der gescheiterten Apriloffensive im Jahre 1917 die Stimmung in der Armee sich bis zur offenen Meuterei verschlechterte, habe die Presse noch Öl ins Feuer gegossen und die Leitung und Organisation des Heeres angegriffen.

Die amtlichen Berichte der französischen Obersten Heeresleitung wurden vielfach angegriffen. Man sage nicht die Wahrheit und verdrehe die Ereignisse zugunsten der Franzosen. Wie man in schwierigen Lagen sich um die Wahrheit herumwand, schildert an vielen Beispielen sehr anschaulich Pierrefeu, der im Großen Hauptquartier mit Abfassung der täglichen Heeresberichte beauftragt war. Als bei unserer Maioffensive der Chemin des Dames verloren ging und die Deutschen die Aisne überschritten, wagte man dies im Bericht nicht einzugestehen. In anderen Fällen griff man geradezu zur Entstellung der Wahrheit. Unser Rückzug in die Siegfriedstellung im März 1917 warf, wie erwähnt, die feindlichen Angriffsvorbereitungen um und gelang ohne jede Störung durch den Feind. Man war in Frankreich sehr bekümmert darüber, daß man sich hatte derartig überraschen lassen. Pierrefeu erhielt den Auftrag, im Heeresbericht die Sache so darzustellen, als ob die Deutschen auf Grund des fortgesetzt von den Alliierten ausgeübten Druckes gezwungen zurückgingen und mit aller Kraft verfolgt würden. Man sei ihnen auf den Fersen und werfe ihre Nachhuten zurück.

In den Erinnerungen Gallienis („Mémoires du général Galliéni". Paris 1920) wird berichtet, daß die französische Heeresleitung die Mißerfolge bei Beginn des Krieges zu verheimlichen suchte und den Rückzug nach den großen Augustschlachten 1914 in den Heeresberichten verschleierte. Um die Bevölkerung nicht zu erschrecken, fuhr man auf dem einmal betretenen Wege fort. Die Heeresberichte der letzten Augusttage ließen den fortgesetzten Rückzug der Franzosen und den schnellen Vormarsch der Deutschen auf Paris nicht erkennen. Die dann plötzlich bekannt werdenden schlimmen Nachrichten trafen das Volk gänzlich unvorbereitet und erregten eine völlige Panik. Engerand (a. a. O.) behauptet, man habe

die sämtlichen Augustniederlagen 1914 dem französischen Volke verheimlicht. Nach vier Jahren habe man davon in Frankreich noch nichts gewußt.

Die Erziehung der Führer zu Charakteren und zur Entschlußkraft, meint General X. Y., sei in der französischen Armee durch den Einfluß der Politik erschwert worden. Ausgezeichnete Offiziere, die nicht fügsam genug waren, seien beiseite geschoben, die anderen, die blieben, um ihren Lebensunterhalt zu finden, dadurch eingeschüchtert worden. Viele Führer seien durch die jahrelange Beschäftigung in den Stäben, in denen sie mit Schreibarbeit überlastet waren, einer selbständigen Entschlußfassung entwöhnt worden. Wer einmal auf der Kriegsakademie das Zeugnis der Befähigung zum Generalstab erworben hatte, brauchte nur pünktlich in den Büros seine Schreibarbeit zu verrichten, um mit Sicherheit auf der militärischen Stufenleiter in die Höhe zu steigen.

An der Führung hat General X. Y. vieles auszusetzen. Sehr viele französische Generale besaßen zu Beginn des Krieges nur eine einseitige Kenntnis ihrer Waffe. Traten sie an die Spitze einer Division oder eines Korps, so bekümmerten sie sich, je nachdem sie Infanteristen oder Artilleristen waren, nur um ihre Waffe und störten dadurch deren Führer, während sie die Leitung der anderen Waffe ihren technischen Ratgebern bedingungslos überließen. Der Stellungskrieg habe die Führer dazu verleitet, viel zu viele Einzelheiten zu befehlen, die nicht ihre Sache waren. Armeebefehle für einen Angriff regelten oft die kleinsten Kleinigkeiten, so daß die Unterführer nur die Arme zu kreuzen brauchten. Die Folge war, daß viele Anordnungen unausführbar waren. Der schlimmere Nachteil aber war, daß die Selbständigkeit und die eigene Überlegung aus der Armee verschwanden.

Den höheren französischen Führern sagte man vielfach nach, daß sie Unternehmungen ausführen ließen, um durch einen Erfolg sich ihre Beförderung zu sichern. Der Kampf um Orden und Ehrenzeichen sei erbittert gewesen. Meist seien sie auf die Offiziere der Stäbe gehäuft worden.

Sehr viel Unheil wurde nach General X. Y. durch das Wort „sofortiger Gegenangriff" angerichtet. Wie mancher General hielt sich für einen großen Führer, wenn er auf die Meldung von einem feindlichen Erfolg sofort nach dem Fernsprecher griff und den unverzüglichen Gegenangriff befahl. Wenn sich dann nach einigen Stunden herausstellte, daß nichts daraus geworden war, so war die Truppe schuld daran. Statt eines übereilten Gegenangriffs sei es in den meisten Fällen besser gewesen, sich die Zeit zu einer gut vorbereiteten Unternehmung zu nehmen.

Wenn unserer Obersten Heeresleitung zum Vorwurf gemacht wird, daß bei einem Mißerfolg gleich die Führer zum Opfer fielen und abgesetzt wurden, so sei daran erinnert, daß im August 1914 nach der französischen Niederlage zwei Armeeführer, sieben Kommandierende Generale, 20 Divisionskommandeure und vier Führer von Kavalleriedivisionen, im ganzen 33 Generale, abgesetzt wurden.

Im Etappenbereich ging es oft hoch her. In Beauvais z. B. befanden sich nach der Schilderung Pierrefeus außer Etappenformationen mehrere Ausbildungsschulen für Kraftfahrer, Reserveoffiziere und dergl. „Das Ganze bildete eine achtbare Gesellschaft von lustigen Brüdern mit gut gefüllter Geldtasche, wohlversehen mit rechtmäßigen oder nicht rechtmäßigen Frauen. In der Erwartung, daß ihr Kommando bald beendet sei und sie zur Front zurückkehren müßten, amüsierten sie sich nach Kräften und gaben viel Geld aus.“

Vielfach wird in Frankreich über den Mangel an Geheimhaltung der Absichten geklagt. Nicht nur Zeitungsberichterstatter und Parlamentarier, sondern auch die Armee selbst habe jeden Angriff vorher ausgeplaudert. Jeder, der etwas erfahren habe, habe dem ersten besten, der ihm unterwegs in der Eisenbahn begegnete, eiligst alles mitgeteilt. Auch in Briefen nach der Heimat seien die Offiziere äußerst unvorsichtig gewesen. Die Engländer waren im allgemeinen vorsichtiger. Repington (a. a. O.) spricht aber auch von gewissen Damen der Gesellschaft, die große Kenntnis von den Kriegsereignissen besaßen.

Alle vorstehenden Angaben sind meist wörtlich französischen Schilderungen entnommen. Ich habe sie zum Teil bereits im Militärwochenblatt (21. 5. 1921) und im Deutschen Offizierblatt 1921 veröffentlicht und vorstehend das Wichtigste daraus wiederholt. Man erinnert sich dabei der Anklagen, die gegen unser Heer nach dem Kriege in Schriften, wie z. B. von Gothein („Warum verloren wir den Krieg?“) in übertreibender und gehässiger Form erhoben wurden.

Schluß.

Die Kritik unserer Gegner, die wir haben zu Worte kommen lassen, wirft auf viele Ereignisse des Weltkrieges ein neues Licht. Erst hierdurch erhalten wir den richtigen Maßstab, um uns der ganzen Größe unserer Leistung im Weltkrieg bewußt zu werden. Fehler sind zweifellos von uns gemacht worden. Keiner der großen Feldherren, auch Hannibal, Friedrich der Große und Napoleon nicht, hat sie vermieden. Mit der

Feldherrnkunst unserer Gegner können sich unsere Heerführer ganz gewiß messen. Shaw Sparrow (a. a. O.) sagt: „Wenn Ludendorff nicht überhaupt der größte Soldat ist, den das emporstrebende, ehrgeizige Preußen hervorgebracht hat, so kann er doch jedenfalls auf eine Stufe gestellt werden mit dem größeren Moltke. Denn was unter seiner Leitung in Rußland, Rumänien, Italien und Frankreich geleistet worden ist, kann nach Umfang und Bedeutung kaum mit etwas anderem verglichen werden. Augenblicklich wird seine Fähigkeit als General noch von der Kritik der Alliierten unterschätzt."

Viele Umstände mußten zusammenkommen, bevor Deutschland zu Fall gebracht wurde. Man wird sich aber, wenn man erst die Lage auf der Gegenseite genauer kennt, nicht der Überzeugung verschließen können, daß wir nichts Unmögliches unternommen haben, als wir 1914 ins Feld zogen, und daß der Krieg von uns zu gewinnen war.

General Lavigne-Delville sagt („France militaire", 3./4. 12. 1920): „Wir sind Sieger geblieben, aber wir sind es nicht immer gewesen. Dreimal waren wir 1914 und 1918 nahe daran, besiegt zu werden."

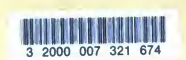
Feldmarschall Haig faßt am Schlusse seiner Kriegsberichte seine Ansicht folgendermaßen zusammen: „Der feindliche Ansturm wurde 1914 mit so knapper Not aufgehalten und der spätere Kampf war so hart, daß das Wort »Wunder« kaum zu stark ist, um die Wiederherstellung der Lage und den Endsieg der Alliierten zu bezeichnen." In der Vorrede zu der erwähnten Lebensbeschreibung Kitcheners geht Haig sogar so weit, daß er behauptet: „Wer kann heute noch daran zweifeln, daß ohne diesen Mann und sein Werk Deutschland siegreich geblieben wäre!"

„Wir sind hart an den Ruin gebracht worden," gesteht Shaw Sparrow zu. In der erwähnten Guildhall-Rede wies Marschall French am 14. Mai 1920 darauf hin, daß die Ansicht irrig sei, als ob der Sieg England unbedingt hätte zufallen müssen. „Manchmal hat der Ausgang am seidenen Faden gehangen, mehrfach ist die Rettung noch im letzten Augenblick gekommen."

Auch Grouard (a. a. O.) sagt: „Man muß zugeben, daß Deutschland zu verschiedenen Zeitpunkten hoffen konnte, sein Ziel zu erreichen." Er stellt fest, daß alle Angriffsversuche der Alliierten während mehr als drei Jahren gescheitert seien und daß ihr Endsieg nur der Ermattung und Erschöpfung des Gegners zu verdanken sei.

So können wir dem deutschen Volke zum Schluß zurufen: Erkenne, was Du geleistet, vermeide, worin Du gefehlt hast, nörgele nicht an den Taten des Weltkrieges, sondern richte Dich an ihnen auf und glaube an Deine Zukunft.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.


3 2000 007 321 674

